



Lit. Rom. B
2462



*Bibliotheca
Electoralis publica.*

C. F. Hoffmann fecit Dresden

Geo. C. 1795

Abhandlung
über die Freundschaft,

aus dem Lateinischen

des

Markus Tullius Cicero

übersetzt und mit Einleitungen

und

erklärenden Anmerkungen versehen

von

C. A. G. Schreiber,

Kollaborator an der Schule zu Neuhaldensleben.



Halle, 1799.
bey Johann Christian Hendel.

Handwritten text at the top of the page, likely a title or header.

Handwritten text, possibly a subtitle or a line of a poem.

Handwritten text, possibly a line of a poem or a note.

Handwritten text, possibly a line of a poem or a note.

Handwritten text, possibly a line of a poem or a note.

Small handwritten text or initials.

Handwritten text, possibly a line of a poem or a note.

Small handwritten text or initials.

Handwritten text, possibly a line of a poem or a note.

Handwritten text, possibly a line of a poem or a note.



Handwritten text at the bottom of the page, possibly a signature or a date.

Einleitung in die Abhandlung über die Freundschaft.

Diese Abhandlung ist ein schönes Gegenstück zu der Abhandlung über das Alter, aber, nach meiner Beurtheilung, nicht ganz so vollendet. Was jene in Darstellung eines einzelnen vorzüglichen Gesichtspunktes einer wichtigen Sache war; ist diese in Darstellung aller der Hauptgesichtspunkte, die man in Absicht dieses interessantesten Gegenstandes nehmen kann. In jener wurde nämlich alles, was zur Rettung des Alters gegen die unverdienten, wenigstens übertriebenen, Vorwürfe gesagt werden konnte, zusammengefaßt; in dieser wird alles das Wichtigste, was über die Freundschaft, wenigstens nach dem vom Cicero aufgestellten Begriffe derselben gedacht und gesagt werden kann, in einer schönen harmonischen Verbindung zusammengestellt.

Man kann diese Abhandlung, wie die über das Alter, füglich in drey Theile abtheilen. Zuerst macht der Schriftsteller eine Einleitung in die ganze Abhandlung, zu welcher er auch wieder seine Lieblingsform, nämlich den Dialog gewählt hat. In dieser Einleitung stellt er uns den Zweck des ganzen Werks dar und macht uns mit den Personen, die die Unterredung halten, bekannt. Sodann folgt die Vorbereitung auf die Abhandlung, wo wir auf eine natürliche, ganz ungezwungene Art durch das Gespräch, das die Personen des Dialogs über den Tod des Afrkan und seine Freundschaft mit dem Lalius führen, auf das Thema selbst, das er ausführen will, hingeleitet werden.

Dieses Thema wird sodann, zwar nicht in einem strengen systematischen Zusammenhange, aber doch in einer den Gesetzen einer freyen Unterredung angemessenen Ordnung und schönen Zusammenstellung der einzelnen Partien abgehandelt, wobey er folgende Hauptgedanken erörtert. Zuerst bestimmt er das Wesen und die wesentlichen Stücke der Freundschaft, nebst ihren höchst wohlthätigen Folgen: setzt dann ihren wahren Entstehungsgrund in uneigennützigie Liebe, und verwirft dagegen die Meynung derer, welche sie aus mannichfaltigen Bedürfnissen des menschlichen Lebens herleiten: zeigt hierauf, daß, wenn man sich in seiner Meynung von der edlen Beschaffenheit der Personen, mit welchen man einen freundschaftlichen Umgang errichtete, geirrt habe, es dann nothwendig werde, diesen Umgang wieder aufzugeben und abzubrechen: greift darauf gewisse Vorurtheile, die sich in Absicht der Freundschaft in den Seelen vieler Menschen eingeschlichen haben, mit Stärke an und widerlegt sie sehr bündig: setzt dann die Haupttugenden fest, die sich nothwendig bey jeder freundschaftlichen Verbindung in den Seelen der Freunde befinden müssen: und giebt endlich einige Hauptregeln an, die man bey Freundschaften nothwendig beobachten müsse, wenn diese Vereinigung der Seelen für uns den vollen und hohen Werth haben solle, den sie ihrer Natur nach haben könne und müsse.

Diese so wichtigen Materien, die das Interessanteste enthalten, was Cicero nach dem von ihm festgesetzten Begriffe, über Freundschaft sagen konnte, sind mit vieler Kunst im Vortrage und in der Darstellung behandelt. Auch hier sieht man wieder, wie sehr der Dialog im Stande sey, einem philosophischen Gegenstande Reiz und Annehmlichkeit zu verschaffen; indem Cicero einem Manne den Vortrag über diese wichtige Materie in den Mund legt, der bey den Römern als Muster der Freundschaft galt; dessen Name durch seine vertraute Verbindung mit dem

dem

dem jüngern Scipio eben so verewiget ist, wie der Name des Pythias und Damon bey den Griechen in Rücksicht der zärtlichsten Freundschaft verewiget war. Welche Kunst herrscht in der ganzen Anlage des Gesprächs! Wir werden gleichsam mitten in die Unterredung dieser Männer, von da an nämlich, wo sie Interesse für die Leser hat, hinein versetzt. Alles, was mit der folgenden Abhandlung nicht in Verbindung steht, ist aus dieser Vorbereitung hier weggelassen. Aber doch ist auch dieses Bruchstück des einleitenden Gesprächs mit so vieler Feinheit angelegt, daß wir uns auch den vorhergehenden Zusammenhang desselben ohne Mühe denken können. Alles ist bey dem ganzen philosophischen Dialog mit so viel Würde, Klarheit und Schönheit in Worten und Wendungen; mit solcher passenden Zusammenstellung des Ganzen; mit solcher Zweckmäßigkeit in dem längern oder kürzern Verweilen bey mehr oder weniger wichtigen Punkten der Abhandlung, gesagt und ausgeführt, daß man auch hier den schöpferischen Geist des Künstlers, der das Ganze anlegte und belebte, wenn er auch seinen Namen nicht genannt hätte, dennoch gleich an seiner Manier erkennen würde.

Auch dieses kleine philosophische Stück ist eins der letzten Produkte unsers Weisen; ist noch nach der Abhandlung über das höhere Alter geschrieben, wie wir gleich aus dem ersten Kapitel sehen können. Und so beförderte auch hier die Reife des Alters die Vollkommenheit der Ausarbeitung: so wie auch in dieser Ausarbeitung die Theilnehmung des Herzens unsers Cicero an dem Gegenstande selbst eine nicht unbedeutende Ursach der schönen Darstellung und Ausführung desselben war. Attikus nämlich, dem er diese Abhandlung widmete, war, wie wir aus der großen Sammlung von Briefen wissen, die unser Philosoph an ihn geschrieben hat, sein vertrautester Freund, der mit ihm ungefähr gleichen Grad von wissenschaftlicher und moralischer Kultur hatte; dem er eben deswegen alle seine Gedanken,

danken,

danken, Wünsche, Hoffnungen und Entwürfe im Großen wie im Kleinen mitzutheilen; auf dessen thätige Unterstützung, wenigstens durch Mittheilung seines Gutachtens und durch herzliche Theilnehmung an allen seinen Schicksalen er vorzüglich zu rechnen; und in dessen durch Mufen und Grazien gebildetem Umgange er mit vorzüglichem Vergnügen zu verweilen pflegte. Wie konnte er anders als mit warmem, theilnehmendem Herzen über einen ihn so nahe angehenden Gegenstand an diesen Herzensfreund schreiben, den er sich bey so vielen Punkten, die er hier behandelte, als lebendiges Muster dessen, was er sagte, vorstellen konnte?

Doch bey allen den unleugbaren Vorzügen, die man bey einer selbst nur mäßigen Aufmerksamkeit auf die Untersuchung, die unser Philosoph über einen so wichtigen Gegenstand angestellt hat, wahrnehmen kann; ist es, wenn man nicht sein blinder Verehrer, sondern ein freymüthiger Forscher der Wahrheit seyn will, dennoch nicht zu verkennen, daß sie mancherley kleine Mängel und Flecken hat. Dieses Urtheil will ich durch die nöthigen Gründe zu rechtfertigen suchen. Eine gewisse Einseitigkeit des Gesichtspunktes; ein Mangel an schärferm Forschungsgeiste, welcher die philosophischen Gegenstände bis in ihre ersten Elemente verfolgt, und hier das Wesentliche und Nothwendige von dem weniger Wesentlichen und Zufälligen unterscheidet; so wie auch ein Mangel an völlig erschöpfender Ausführung und Darstellung sowohl im Ganzen, als in den einzelnen Partien, scheint mir in der Bearbeitung dieses Gegenstandes unverkennbar zu seyn. Ueber diese drey Punkte will ich meine Gedanken um so mehr darzustellen suchen; da ich überzeugt bin, daß man diesen wichtigen, zum menschlichen Glück unentbehrlichen Gegenstand nicht sorgfältig genug bestimmen, nicht emsig genug alles, was seine Natur, seine Vortrefflichkeit und seinen Einfluß auf menschliche Beglückung und Beredlung darzustellen vermag, auffammeln und prüfen kann.

Die

Die philosophischen Erklärer des Cicero haben an ihm, bey seiner übrigen Vortrefflichkeit, besonders bey seinen moralischen Untersuchungen eine gewisse Einseitigkeit des Gesichtspunktes, wie ich glaube, mit Recht getadelt, welche freilich in seiner Lage und in der Art seiner Kultur vornehmlich ihren Grund hat; da er nur die höhern Klassen der Gesellschaft genau und vertraut kennen zu lernen, nur ihre Verhältnisse, Bedürfnisse und ihren Charakter oft und in mancherley Beziehungen zu beobachten, Gelegenheit hatte. Alle die wichtigen Stände des Lebens die mit der Hervorbringung und künstlichen Bearbeitung der Lebensbedürfnisse beschäftigt sind, und auf welche die Vorschriften der Moral eben so gut, als auf die höhern Stände passen; auf die sie von jedem Moralphilosophen eben so gut in den Grundsätzen und in den Folgerungen angewendet werden müssen, hat er nicht genug gekannt, und fast ganz übersehen. Fast immer nur spricht er von Konsuln, Prätorern, Generalen oder andern großen Staatsbeamten. Von ihnen nur nimmt er erläuternde Beispiele her; nur bey ihren Fehlern in Absicht der Freundschaft verweilt er, um sie zu rügen und zu tadeln; nur ihre Tugenden in Beobachtung der Pflichten der Freundschaft erwähnt und preiset er. Und doch mußte Cicero, wie jeder Moralphilosoph bey jeder moralischen Abhandlung thun muß, die ganze menschliche Natur, ihre reine Anlage, ihre ursprünglichen Forderungen und Bedürfnisse, nicht aber ihre, durch besondere Verhältnisse hereingebrachten, zufälligen Richtungen vor Augen haben. Daß bey dieser Einseitigkeit des Gesichtspunktes das Wesentliche der Abhandlung weniger gelitten hat, als bey seinen andern moralischen Untersuchungen, z. E. über die menschlichen Pflichten, kommt vorzüglich von dem natürlichrichtigen Blick unsers Philosophen bey allen solchen Untersuchungen her, die nicht so wohl metaphysische Spekulationen, als vielmehr die praktische Anwendung philosophischer Principien zum Gegenstand haben. Eben so einseitig ist der Gesichtspunkt, den er in Absicht der Tugend, welche

welche

welche die Grundlage der Freundschaft ausmacht, gefaßt hat. In andern Abhandlungen, zum Exempel in der über die menschlichen Pflichten legt er die Moral der Stoiker als vorzüglich empfehlungswerth, als vorzüglich edel zum Grunde; weil sie die Tugend nicht bloß für das höchste, sondern für das einzige Gut des Menschen annahm. In dieser Abhandlung verwirft er das hohe Ideal der Weisheit und Tugend, das die Stoiker aufstellten; unter dem Vorwande, daß es nie einen solchen Weisen gegeben hätte und geben könne, der die Tugend in derjenigen Erhabenheit, Lauterkeit und Würde auszuüben vermöchte, in der jene Philosophen es forderten. Wie ungleichartig ist dieses Verfahren! Daß es ihm mit diesem Tadel der stoischen Moral ein rechter Ernst in der gegenwärtigen Abhandlung sey, sieht man aus der öftern Wiederholung desselben Vorwurfs an mehreren Stellen des Buchs. Er stellt uns da gegen einen Fabricius, Rurius, Cornufanius als Muster der höchsten menschlichen Tugend auf; als ob sich nicht Männer denken ließen, ja als ob es nicht Männer, wie zum Exempel Sokrates, gegeben hätte, die es noch weiter in Vollkommenheiten zu bringen vermocht und wirklich gebracht hätten, als die genannten, oder als ein Rato, den er aus übel angewendetem Patriotismus selbst einem Sokrates, diesem moralischen Wunder der alten Welt, vorziehen will. Beide Grundsätze in Absicht der Tugend hätten sich, wenn unser Philosoph die verschiedenen Standpunkte, woraus die Sache zu betrachten war, zu nehmen nicht vergessen hätte, sehr gut vereinigen lassen. Der Moralphilosoph nämlich, der die Tugend im Allgemeinen nach ihrem Wesen darstellen soll, wird sie, wie die Stoiker thaten, in ihrer ganzen Würde und Reinheit darstellen müssen; ohne sich bey andern Fragen, ob zum Exempel diese hohe Tugend der menschlichen Schwäche erreichbar sey oder nicht, aufzuhalten; er wird also auch die auf Tugend gegründete Freundschaft in ihrer vollkommenen Lauterkeit darstellen müssen. So bald er aber die Anwendung seiner Sätze auf ein

ein

einzelne Menschen macht; so wird er freilich ihre Schwachheit nie vergessen dürfen, und schon zufrieden seyn müssen, wenn er nur lauter solche Männer, wie die Edelsten im Volk sind, findet; er wird also auf ihr Muster die Schwächern, um sie nicht durch das hohe Tugendideal zu schrecken, und um ihnen zu zeigen, wie weit es Menschen bey ernstlichem Streben bringen können, hinweisen müssen. Aber bey philosophischen Untersuchungen muß er das reine vollendete Bild, das er als spekulativer Philosoph von der Tugend gefaßt hatte, in seiner ganzen Lauterkeit und Vollkommenheit aufstellen, damit auch der vollkommnere Mensch diesem hohen Ideal, das er nie ganz erreicht, immer näher zu kommen strebe; indem die Tugend des Menschen, so wie jedes eingeschränkten Geistes darin besteht, wenn er jenem reinen vollendeten Bilde, das unsre Vernunft uns vorhält, und auf dessen Realisirung sie unwidersprechlich dringt, je mehr und mehr sich ähnlich zu machen, mit unermüdetem, beharrlichem Eifer strebt. Alle jene einseitigen Deklamationen gegen die hohen Forderungen der Stoiker konnte sich Cicero also ersparen; wenn er die Ansprüche, wie sie die reine Vernunft an uns macht, und als reine Vernunft machen muß, von den Ansprüchen unterschieden hätte, die man der Billigkeit nach im wirklichen Leben einer an den andern machen kann; wenn er zwischen der Freundschaft, wie sie nach der hohen Forderung des Weisen in ihrer wesentlichen Lauterkeit seyn muß, und zwischen der Freundschaft, mit der man wegen der menschlichen Schwäche zufrieden seyn kann und zufrieden seyn muß, den nöthigen Unterschied gemacht hätte.

So wie man diese Einseitigkeit der moralischen Untersuchungen unsers Philosophen mit Recht rügen kann; eben so leuchtet zweitens bey dieser Abhandlung sehr deutlich in die Augen, daß er in den theoretischen Untersuchungen, wo er die ersten Elemente der Begriffe aufsucht, wo er die wesentlichen Bestandtheile derselben darlegen will,

wo

wo er das Unsichtbare, was den sichtbaren Aeußerungen zum Grunde liegt, von diesen Aeußerungen in der Sinnenswelt unterscheiden sollte, nicht allein auf der Oberfläche und bey der Außenseite der Dinge stehen bleibt, sondern sich auch in Absicht des Wesentlichen und Nothwendigen nicht selten irrt. Seine Definition von der Freundschaft giebt davon einen überzeugenden Beweis. In der ganzen Abhandlung giebt er die Tugend mit Recht als einen nothwendigen Bestandtheil der Freundschaft an; und doch hat er diesen wesentlichen Bestandtheil nicht einmal in die Definition mit aufgenommen. Nach seinem Begriff ist die Freundschaft eine völlige, gänzliche Uebereinstimmung, die mit der größten Liebe und Zuneigung verbunden ist. Hier ist von keiner Tugend die Rede, die als wesentliches Stück die Freundschaft, nämlich in dem höhern Sinn, worin Cicero das Wort in der ganzen Abhandlung nimmt, also die engere, die ächte und wahre Freundschaft mit ausmache. Denn in dem Begriff: völlige gänzliche Uebereinstimmung liegt der Begriff Tugend doch gewiß nicht; da auch zwey lasterhafte Seelen sich denken lassen, die sich überall in den Ausbrüchen ihres bösen Herzens unterstützen; da sich auch Heuchelfreunde finden, die wegen des Genusses, den sie von Jemanden haben, so völlig ihre Eigenheit ausziehen, daß sie in allen Stücken nur die Kopie desjenigen werden, dem sie gefallen wollen; wenigstens so lange werden, als es ihre eigennützige Absichten fordern. Sodann scheint mir selbst dieses Merkmal, so passend es übrigens ist, überspaunt angegeben zu seyn. Denn eine völlige, allgemeine Harmonie der Seelen, bey der auch nicht einmal eine kleine Abweichung der einen von der andern, selbst nicht einmal in gleichgültigen oder unbedeutenden Dingen statt finden sollte, gehört unter die Unmöglichkeiten. Also auch dieses Merkmal bedürfte einer nähern philosophischen Bestimmung. Was den Zusatz in der Definition betrifft „eine Uebereinstimmung, die mit der größten Liebe und Zuneigung verbunden ist;“ so

so

so zeigt sich bey näherm Nachdenken über die Ursach, wodurch denn eigentlich diese Liebe, die doch nicht willkührlich geboten werden kann, bey der Freundschaft veranlaßt werde: daß Cicero auch hier, anstatt das wesentliche Merkmal zu ergründen, mehr bey der in die Augen fallenden äußern Wirkung stehen geblieben ist. Liebe ist allemal, wenn sie anders vernünftiger Art und nicht ein Werk der Laune oder des Zufalls ist, in gewissen liebenswürdigen Eigenschaften der Person gegründet, welche der Gegenstand unsrer Liebe ist. Daher hat Liebe so mancherley Beziehungen, so viele Gestalten: je nachdem ich bey dem Gegenstande meiner Liebe mehr auf körperliche Reize, oder auf geistige Vorzüge, oder auf gewisse Verhältnisse einer Person mit mir, oder auf die Verbindung mehrerer der genannten Dinge Rücksicht nehme. Ganz anders ist die Liebe gegen meine Blutsverwandten: ganz anders gegen eine reizende Person des andern Geschlechts; und welche Mannichfaltigkeit in den Arten und Graden und Mischungen läßt sich hier denken: je nachdem ich mehr auf geistige, oder auf körperliche Vorzüge, oder auf beide zugleich Rücksicht nehme: ganz anders ist die Liebe gegen meinen Freund, u. s. w. Es bleibt also noch immer die wichtige Frage, die sich mir auch wider meinen Willen aufdringt, zu entscheiden übrig: wodurch wird denn die Liebe bey der Freundschaft veranlaßt und hervorgebracht? Ist und muß sie eine nothwendige, oder kann und darf sie auch nur eine zufällige Folge dessen seyn, wodurch sie hervorgebracht wird? Wie und wodurch äußert sie sich? Sind diese Aeußerungen gleichfalls nothwendig oder zufällig? Wie viele und welche wichtige Fragen, die sich mir schlechterdings, so wie noch viele andere der Art, aufdringen, und die doch alle nach der gegebenen Definition unbeantwortet bleiben müssen. Aus dem bisherigen erhellet, daß dieses Merkmal, ungeachtet es sich gewiß bey jeder wahren Freundschaft findet und sich schlechterdings finden muß, doch ohne die nöthige Bestimmung der Art, des Grundes und der Veranlassung,

anlassung,

anlassung, von unserm Philosophen in den Begriff aufgenommen sey. Aus dem bisherigen Zusammenhange erhellet, wie ich glaube, zur Genüge: daß man die Definition, welche unser Philosoph von der Freundschaft giebt, verwerfen und eine Bestimmung, welche die wesentlichen Merkmale vollständig und genau angiebt, aussuchen müsse. Das Merkmal der Seelenübereinstimmung hat Plutarch und Cicero und haben alle Philosophen, die gründlich über die Freundschaft geschrieben haben, in die Definition derselben mit aufgenommen; wiewohl Cicero wider die Natur der menschlichen Seele es übertreibt und eine durchgängige Uebereinstimmung annimmt. Da dieser Zusatz als übertriebene und widernatürliche Forderung verworfen werden muß; so bleibt uns die wichtige Frage zu erörtern übrig: worauf kommt es denn eigentlich bey dieser Uebereinstimmung an? Wie weit muß sie gehen? Wo kann sie der Freundschaft unbeschadet, auch nicht stattfinden? Hier werden sogleich von selbst alle gleichgültigen Dinge als unwesentlich ausgeschlossen werden. Untersucht man nun weiter: in welchen Dingen denn eine Uebereinstimmung schlechterdings nothwendig und so wesentlich sey, daß ohne sie die Freundschaft unmöglich denkbar wäre; so wird sich die Antwort gleichsam von selbst aufdringen: daß eine Uebereinstimmung bey allen denjenigen Dingen nothwendig sey, die in der gleichförmigen Grundanlage aller Menschenseelen, in allem dem, was die theoretische und praktische Vernunft des Menschen fordert, also in den ersten Grundsätzen alles Denkens und in den Grundforderungen der moralischen Natur des Menschen nothwendig enthalten sind. Und da die praktische Vernunft zugleich auf eine pünktliche Befolgung ihrer erhabenen Grundsätze unnachlässlich dringt; so muß bey der Freundschaft eben so wohl eine durch diese Grundsätze gestiftete moralische Bildung, als eine in der allgemeine Anerkennung ihrer ewigen Wahrheiten von Seiten des Verstandes gegründete Uebereinstimmung stattfinden. Je genauer nun diese Verbindung ist; je

je

je mehr ein Paar Seelen Gleichförmigkeit in Absicht ihrer Erkenntnißkraft, in Absicht der eingesammelten Schätze der praktischen Weisheit, und deren Anwendung auf Herz und Leben haben; je mehr sie zu einem hohen Punkte der Gleichheit in ihrer moralischen Ausbildung gekommen sind: desto mehr werden sie innige, so genannte Busenfreunde werden. desto mehr wird sich diejenige Art der Liebe entwickeln, die eine nothwendige Folge in der menschlichen Seele ist, wenn sie ein ihr in Tugend und Erkenntniß der wichtigsten menschlichen Angelegenheiten gleichgestimmtes Gemüth erblickt. Hier zeigt sich also auch, worauf die Liebe bey der Freundschaft beruht, und wovon sie eine nothwendige Folge ist. Ihr Grund ist nämlich die Uebereinstimmung zweyer Seelen in Absicht der Gesinnungen; da beide hohe Achtung für die heiligen Gebote der praktischen Vernunft haben; beide von gleichem Eifer, sie deutlich zu erkennen und gewissenhaft zu erfüllen, heseelt sind; beide gleiche Kraft in Besiegung der Anfordernngen einer widerstrebenden Sinnlichkeit anwenden; beide ungefähr gleiche Ausbildung des Erkenntnißvermögens haben, um die ehrwürdigen Gebote, auf deren Befolgung die Tugend dringt, für wahr und gut zu erkennen. Von je mehreren Seiten, in je mehreren Punkten, bey je mehreren Gelegenheiten diese Gleichförmigkeit sich zu äußern Gelegenheit hat, zum Beispiel bey dem täglichen Umgange, in Betreibung gleicher oder ähnlicher Geschäfte; je mehr man bemerkt, wie unser Freund sogar in minder wichtigen Dingen gleichförmig mit uns denkt und handelt: desto inniger, herzlicher, unzerrenlicher wird die aus dieser Harmonie der Seelen erwachsende Liebe und die darauf beruhende Freundschaft werden. Nach den bisherigen Erläuterungen über die Entstehung der Freundschaft, und über ihre unbedingten nothwendigen Forderungen glaube ich ihren Begriff so festsetzen zu können, daß sie eine auf edle Uebereinstimmung der Gemüther gegründete wechselseitige Liebe sey. Wesentlich also gehören als Merkmale zur Freundschaft

I. eine

I. eine Uebereinstimmung der Gemüther. Dieses Merkmal dringt sich dem Verstande als nothwendig so sehr auf, daß alle Philosophen bey Bestimmung des Begriffes der Freundschaft davon ausgegangen sind. Ohne sie läßt sich schlechterdings keine Freundschaft denken; ohne sie ist entweder Gleichgültigkeit für eine Person oder wohl gar die erste Grundlage zur Feindschaft gegen sie in der Seele. Weil aber eine Uebereinstimmung der Grundsätze, Denkart und Handlungen auch bey schlechten Menschen oft, wenigstens so lange ihr beiderseitiges Interesse es fordert, stattfinden kann, und der heilige Name der Freundschaft aufs ärgste entweiht werden würde, wenn man die Ränke und Verschwörungen solcher Menschen damit bezeichnen wollte; so erhellet, daß

2. das zweyte, zur Freundschaft wesentlich gehörige Stück dieses sey: daß eine solche Uebereinstimmung nur auf Tugend und auf Erkenntniß und Liebe alles dessen, was edel, gut und recht ist, also auf theoretischer und praktischer Weisheit gegründet seyn darf. Bey Personen, die auf diese Art, also in dem Erhabensten und Ehrwürdigsten, was die menschliche Vernunft wirkt, übereinstimmen, und die oft Gelegenheit und Veranlassung haben, diese ihre Gleichförmigkeit zu bemerken und sich dieser Uebereinstimmung zu freuen, wird dann eine herzliche und wechselseitige Liebe von selbst erfolgen. Sobald diese als Folge jener bemerkten Uebereinstimmung in allem Edeln und Guten zwischen Personen entstanden ist; so nimmt bey ihnen die Freundschaft den Anfang, die immer enger und zärtlicher werden wird, je mehr man sich nach und nach hochschätzen lernt. — Wer sich von der unumgänglichen Nothwendigkeit der Tugend zur wahren Freundschaft — und von dieser kann doch, in einer philosophischen Abhandlung, allein die Rede seyn — nicht überzeugen kann, der bemerke nur im Umgange: wie jede freundschaftliche Verbindung sogleich aufgehoben wird, sobald der eine

wahr.

wahrnimmt, daß der andere, den er bisher für seinen Freund hielt, sich gegen ihn eine Handlung erlaubt, die er als unverträglich mit der Aufrichtigkeit, Treue und Herzlichkeit ansieht, die er mit Recht von seinem Freunde glaubt fordern zu können. Wer sieht also nicht, daß jede Verbindung, die man so oft voreilig und unrichtig Freundschaft zu nennen pflegt, sich von selbst auflöst, so bald sie nicht eine edle Denkungsart zur Grundlage hat?

Aus dem bisher Gesagten folgt von selbst, daß auch die weitere Bearbeitung und Ausführung des Gegenstandes eben deswegen, weil der Begriff nicht erschöpfend dargestellt wurde, eben so wenig vollständig und erschöpft ausfallen konnte. Cicero hat zwar, durch sein feines Gefühl geleitet, in der weitem Entwicklung seines Thema weit mehr geleistet, als man seiner gegebenen Definition nach erwarten oder fordern konnte. Er hat die Rechte der Tugend bey der Freundschaft in Schutz genommen und es als einen hinreichenden und nothwendigen Grund, Freundschaften aufzugeben, festgesetzt; wenn Jemand an seinen Freund Forderungen thäte, die der Tugend zuwider wären; aber doch hat er zugleich, weil ihm die Regel „du mußt in der Freundschaft tugendhaft seyn“ nicht als wesentlich nothwendig einleuchtete, sehr unbestimmt den ganz falschen Gedanken hingeworfen: man könne seinem Freunde zu Liebe, wenn man ihn dadurch aus den größten Gefahren retten könnte, und nur unser guter Name nicht dabey litte, einigermaßen von der Tugendbahn abweichen. Wie wenig erinnerte sich unser Moralphilosoph hierbey seiner strengen von den Stoikern entlehnten Maxime, die er zum Gegenstand der Bearbeitung in einer seiner Paradoxien wählte, daß alle Vergehungen einander gleich seyn, und keine Grade dabey stattfinden!“ Hätte er sich selbst fest von der Wahrheit dieses Satzes überzeugt gehabt; wie wäre es möglich gewesen, daß er hier so inkonsequent gesprochen, und, weil er die Rechte der Freund-

Freundschaft nicht weit genug ausdehnen zu können glaubt, die ewigen unerschütterlich fest stehenden Rechte der Tugend verleugnet hätte? Wie weit soll denn dieses Abweichen von der Bahn der Tugend erlaubt seyn? etwa so weit (denn dies scheinen die folgenden Bestimmungen zu sagen;) als man, ohne von Menschen bemerkt zu werden, und seinen guten Namen aufs Spiel zu setzen, gehen kann? Also Tugend bloß vor den Augen der Menschen, ohne innern Werth des Herzens, ist jene an andern Stellen mit so vielem Aufwande der Beredsamkeit vom Cicero gepriesene Tugend? Welche schreckliche, aber nothwendige Folgerung, wenn ich die Moral unsers Philosophen nach dieser nicht reif genug überdachten Aeußerung beurtheilen wollte! — Und wie weiß ich es denn vorher, ob ich nicht, wenn ich auch glaube noch so verborgen unrecht zu handeln, werde ertappt, entlarvt und als ein feiner Betrüger dargestellt werden? Wie viel andere Folgerungen der Art ließen sich noch machen! Hätte Cicero die Moralität als wesentliches, unumgänglich nothwendiges Merkmal in seine Definition von der Freundschaft mit aufgenommen; so würde er nicht zu solchen übereilten Gedanken herabgesunken seyn. Dann würde er auch nicht die bey der praktischen Weisheit nothwendig vorhergehende richtige Erkenntniß des Guten und Edlen, worüber jeder nach vernünftigen Grundsätzen handelnde Mensch aufgeklärt seyn muß — mit einem Wort, die theoretische Weisheit, als vorläufige Bedingung der Tugend, zu erörtern vergessen haben. Freunde haben freilich, um Freunde zu seyn, nicht nöthig, Gelehrte oder Philosophen zu seyn. Dies hieße den Begriff von Weisheit und den Kreis der Freundschaft ungebührlich und wider alles Recht verengen. Aber Freunde müssen doch wenigstens, so wie in Ansehung der Hauptgrundsätze der Vernunft, so auch in Absicht der Anwendung derselben auf ihre Pflichten und auf die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens, mit einander einverstanden seyn. Weisheit in diesem Sinne ist ein wesentliches Stück der Freundschaft.

Sie

Sie gehörig zu bestimmen; ihre Gesetze und ihren Umfang bey der Freundschaft anzugeben; war nöthig: aber von allem dem finden wir nicht ein Wort.

Hätte Cicero zur Freundschaft eine auf Weisheit und Tugend gegründete Uebereinstimmung der Gemüther als wesentliches Hauptstück gefordert; so würde auch seine Entscheidung: wie weit die Liebe in der Freundschaft gehen dürfe; noch ganz anders ausgefallen seyn. Er würde dann die Tugend als die einzige feste Gränze angenommen und so der Freundschaft ein unermessliches Gebiet gedöfnet haben, worin dann die höchste Vertraulichkeit, die nur bey tugendhaften Gesinnungen und Handlungen statt finden kann, ihren angemessenen Platz gefunden hätte.

So unvollständig wie nach den bisherigen Bemerkungen die Ausarbeitung des Wesentlichen, was zur Freundschaft gehört, ausgefallen ist; eben so mangelhaft ist endlich die Erörterung mancher einzelnen Punkte. Er schildert, und zwar mit Recht, die Freundschaft als das größte äußere Gut des Menschen, und setzt dann doch zugleich die höchst niederschlagende Bemerkung dabey, daß jedes Jahrhundert höchstens ein oder etliche Paar Freunde aufzuweisen habe; woben er freilich nur jene höchste Art der Freundschaft im Sinne hat, die sich auf einen sehr hohen Grad der Vollkommenheit gründet, und auf die andern daran gränzenden Grade gar nicht Rücksicht nimmt: ohne doch die Natur, die in jede Menschenbrust einen starken Trieb nach freundschaftlicher Verbindung gelegt hat, auch nur mit einem Worte über diese Unregelmäßigkeit zu rechtfertigen. Wie? Sollte sie nicht die größte Ungerechtigkeit sich zu Schulden kommen lassen, wenn sie dieses so gewünschte, so kostbare Gut nur wenigen Ausgewählten zukommen ließe; während die übrigen, gleich einem Tantalus nur sehnsuchtsvoll ihre Hände darnach ausstreckten, und die Kränkung erführen, daß dieses Gut, indem sie es nun zu erreichen glaubten, ihren begierigen Händen entwischte? Weit tröstlicher würde hierin der Ausspruch des Cicero ausgefallen seyn, wenn er

lib. d. Freundsch.

B

nicht

nicht die an das Idealische gränzende Freundschaft im Sinne gehabt, sondern mehr der menschlichen Schwachheit gemäß (hier war der rechte Ort, den idealischen Grundsatz der Stoiker in Absicht der Weisheit zu modificiren;) verschiedene Grade der Freundschaften zugelassen hätte. Denn es giebt doch gewiß manche recht herzliche Freunde, die noch viele Schwachheiten an einander zu dulden und nach und nach zu verbessern haben; wenn nur ihr Herz lauter ist, und die bey vielen liebenswürdigen Eigenschaften mehr Schwachheiten, als grobe Fehler an sich haben. Dies hätte ihn dann auch in Absicht des Nutzens, den uns die Freundschaft gewährt, noch auf eine sehr wichtige, und nach meinem Ermessen auf die wichtigste unter allen guten Folgen der Freundschaft, ich meine auf das durch Freundes Rath und Ermahnung ja oft bloß durch den Gedanken an den Freund veranlaßte Bestreben, täglich fehlerfreyer, besser und vollkommner in Weisheit und Tugend zu werden, bringen müssen. Dagegen bleibt er mehr bey den vortheilhaften Wirkungen stehen, die die Freundschaft in Absicht unsrer äußern Lage und Verhältnisse hervorbringt; ohne auch nur dieser Hauptfolge freundschaftlicher Verbindungen, die doch recht eigentlich aus ihrem Wesen hergenommen ist, mit einem Worte zu erwähnen. Er setzt zwar unter den Regeln, die er in Rücksicht der Freundschaft giebt, auch diese mit fest: daß ein Freund dem andern rathen, ihn warnen, tadeln, ja selbst, wenn liebevolle Vorstellungen nicht fruchten wollten, ihn durch schärfere Berweise zurückzubringen suchen müsse; und daß, wenn diese oft und ernstlich wiederholten Versuche zu seiner Besserung gar nichts wirken, dies ein hinreichender Grund sey, alle bisher unterhaltene freundschaftliche Verbindung aufzugeben; aber doch setzt er nicht, wie sich gebührte, unter den Folgen der Freundschaft, die größte Glückseligkeit des Freundes darin: einen so treuen Rathgeber und Führer, einen so gewissenhaften Wächter seiner Unschuld und Tugend, einen so eifrigen Beförderer seiner Vollkommenheit an seinem Freunde zu haben. Jeder

Jeder wahre Freund wird auch diese redlichen Bemühungen seines Freundes sich nicht nur gern gefallen lassen, nicht allein ihm herzlich dafür danken, und ihm deswegen seine Liebe um desto mehr zuwenden; sondern sie werden ihm gewiß auch, wenn es ihm gleich noch so sauer werden sollte, sich von dieser und jener Lieblingsethorheit zu entwöhnen, ein dringender und kräftiger Bewegungsgrund seyn, sich selbst zu bekämpfen und der Vernunft zu huldigen. Hier können wir die Freundschaft in ihrer großen Kraft und Vorzüglichkeit bewundern. — Doch nicht bloß auf diese Art kann die wichtige Frage: „gibt es viel oder wenig Freundschaften?“ zur Zufriedenheit des menschlichen Gemüths gelöst werden; denn es wird auch bey dieser Bestimmung noch eine große Zahl in beiden Geschlechtern übrig bleiben, die keinen wahren Freund, keine wahre Freundin in ihrem Geschlechte finden. Solche können denn doch gewiß, wenn sie weise und vorsichtig genug handeln, durch Verbindung mit einer Person des andern Geschlechts, diese große Lücke in ihrem Herzen ausfüllen. Denn selbst Liebe, wenn sie nicht auf dem Boden der edelsten, reinsten Freundschaft erwächst, gleicht einer Pflanze, die aus Mangel an nöthigen und ihrer Natur gemäßen Nahrungssäften in kurzer Zeit welkt und hinstirbt. Hieraus sieht man also, daß Freundschaft, wenn man die Geschlechtsliebe mit in ihr Gebiet zieht; (wie besonders die edlere Art derselben dahin gezogen werden muß;) einen sehr weiten Umfang hat, und daß es also wenig Menschen geben wird, die nicht selbst Schuld seyn sollten, wenn sie überhaupt über Mangel an Freundschaft klagen: der Grund wird, wenn sie dieser letzten Art der Freundschaft entbehren, bloß in ihnen selbst liegen, weil sie sich entweder nicht richtige Begriffe von dieser Vereinigung, die vorzüglich auf Seelenharmonie sich gründen soll, machten; oder sich bloß durch blinde Triebe leiten ließen; oder die höhern und edlern Güter gewissen minder edeln und kleinlichen Absichten aufopferten.

Auch der Punkt, der mir doch nicht ganz unwichtig dünkt, ist bey der Untersuchung des Cicero fast ganz unerörtert gelassen: welche äußere Lage und Umstände der Personen; welche Art der Staatsverfassungen; welche Zeitumstände vorzüglich die Freundschaften begünstigen, oder ihre Stiftung verhindern. Diese Untersuchung müßte, wenn sie gründlich und ausführlich angestellt würde, zu manchen wichtigen Aufschlüssen über die menschliche Natur führen. Es würde sich dabey zeigen lassen: daß Freunde, so wie sie in Absicht der Bildung ihres Herzens und Geistes ungefähr auf gleicher Stufe stehen müssen; eben so auch in Absicht ihrer äußern Verhältnisse sich ungefähr gleich seyn müßten: daß zum Exempel Könige und Fürsten, als solche betrachtet, entweder keine oder höchstens nur andere Könige und Fürsten zu Freunden haben könnten; wenn sie nicht, wie der königliche Philosoph Friedrich der Große, von ihrer Höhe herabstiegen und mit ihren Freunden in den angenehmen Regionen der Künste und Wissenschaften in weltbürgerlicher Freyheit sich zusammenfänden. Einigermassen hat Cicero diesen Punkt berührt; doch nur in so fern, als er zeigen will: daß Tyrannen und überhaupt solche, die ihre Größe, Macht und Reichthümer mißbrauchen, keine Freunde haben können: da doch menschenfreundliche Könige, wenn sie so weise wie Friedrich oder Karl der Große sind, Freunde haben können und Freunde zu haben verdienen.

Eben so würde sich in Absicht der Staatsverfassungen gezeigt haben, daß vorzüglich Republiken Beyspiele großer Freundschaften, so wie freilich auch bitterer Feindschaften aufstellen, und daß in Rücksicht der Zeitumstände alle diejenigen Perioden, wo der Enthusiasmus vorzüglich gereizt wird; wie bey Religionskriegen, bey großen Staatserschütterungen der Fall ist, oder in den so genannten Ritterzeiten der Fall war, vorzüglich auch Zeiten enthusiastischer Freundschaften und alle Schranken überschreitender Feindschaften sind.

Besonders wird man auch in dem Abschnitte, wo er von dem Unterschied redet, der zwischen Freunden und
Schmeich-

Schmeichlern statt findet, und vornehmlich da, wo er von der feinen Schmeicheley spricht, sehr unbefriedigt gelassen werden, da er bloß im Allgemeinen sagt: daß man sich vor dieser Art der Schmeicheley nicht genug hüten könne: indem ein solcher Betrüger oft sehr listig seinen Betrug verberge; da er zum Exempel anfangs die größte Unzufriedenheit mit Jemandes Meinungen oder Handlungen affectire, bloß um diesem das Vergnügen zu machen, ihn zu widerlegen. Wer erwartete nun nicht gewisse entscheidende Kennzeichen, woran der aufmerksame Beobachter und kluge Mann auch den listigsten Schmeichler erkennen, entlarven und in seiner Blöße darstellen könnte? Man wird diese Lücke um so merklicher fühlen, wenn man unmittelbar auf diese Stelle des Cicero die kleine treffliche Abhandlung Plutarchs „von dem Unterschiede zwischen dem Freunde und dem Schmeichler“ zur Hand nimmt, und sieht, mit welcher Feinheit Plutarch auch die listigsten Angriffe der Schmeicheley aufdeckt. Freilich war von dem Cicero nicht zu erwarten, daß er diesen Punkt so ausführlich, wie Plutarch, behandeln sollte, weil die ganze Abhandlung dieses Schriftstellers der Darstellung dieses einzigen Gesichtspunktes gewidmet war: indem dieser Theil bey dem Cicero sonst eine unverhältnißmäßige Ansicht zum Ganzen bekommen haben würde. Aber dies erwartete man doch wenigstens, daß er in der Kürze die Hauptmomente, worauf es hierbey ankam, angeben würde: und doch thut er weiter nichts, als daß er unsre Neugierde reizt und uns vor den Fallstricken eines solchen Heuchelfreundes warnt. Um hier nicht zu weitläufig zu werden, will ich das Hauptsächlichste hierüber, aus Plutarchs Abhandlung, in den Anmerkungen beybringen.

Die bisherigen Erörterungen sollen die Vortrefflichkeit dessen, was Cicero in dieser Abhandlung wirklich geleistet hat, auch nicht im geringsten heruntersetzen; sie sollen nur ein Beweis meiner eignen Ueberzeugung, meiner
Wahr-

Wahrheitsliebe und der Aufmerksamkeit feyn, womit ich die Abhandlung las, die Sätze derselben prüfte und weiter darüber nachdachte. Soll ich also über diese Abhandlung in Vergleichung mit jener über das Alter einen Ausspruch thun; so kann ich nicht umhin, ungeachtet der vielen trefflichen und meisterhaften Stellen, die die Abhandlung über die Freundschaft enthält, doch wegen der Ausführung des Ganzen jener den Vorzug zu geben.

Was die Personen des Dialogs betrifft: so ist von dem Pätius schon das Wichtigste in der Einleitung zu der Abhandlung über das Alter gesagt.

Von dem Quintus Mucius Scävola führt Cicero selbst die merkwürdigsten Umstände im ersten Kapitel dieser Abhandlung an. Folgendes wäre etwa noch hinzuzusetzen. Er stammte aus dem berühmten Geschlecht des Q. Mucius her, der allein in das Lager des Königs Porsenna ging, um diesen König, der sein Vaterland bekriegte und schon in die größte Noth gebracht hatte, umzubringen, aber aus Versehen einen der Hofbedienten ermordete. Den Namen Scävola, der ein Ehrenname der ganzen von ihm herkommenden Nachkommenschaft blieb, erhielt er von der heldenmüthigen That, daß er, um dem Könige zu zeigen, wie wenig er jede ihm bevorstehende Strafe fürchte, sich selbst auf dem Opferaltar, an dem Feuer, woran man den Göttern zum Dank für die Errettung des Königs opferte, die linke Hand abbrannte. Unser Scävola bekleidete im Jahre Roms 636 die konsularische Würde, und zeichnete sich bis in sein spätestes Alter durch unermüdete Thätigkeit zum Besten des Staates, besonders auch in dem sogenannten marsischen Kriege aus.

C. Fannius hat sich als Schriftsteller besonders im historischen Fache zu seiner Zeit bekannt gemacht. Auf uns ist nichts von seinen Arbeiten gekommen: Cicero aber rühmt ihm die edle Art des historischen Styls nach, die zwischen dem Dürftigen und Ueppigen die glückliche Mitte hält. Sein jüngerer Schwager Scävola galt bey seinem Schwiegervater mehr, denn dieser wurde durch seines Schwiegervaters Empfehlung unter die Augurn aufgenommen; er aber wurde, so sehr er sich auch um dieselbe Würde bemühet, dennoch zurückgesetzt. Noch führt Cicero von ihm an, daß er sich auf Philosophie gesetzt habe, indem er den berühmtesten Philosophen seiner Zeit, den Panätius, hörte.

Wir müssen uns also bey Durchlesung dieser Abhandlung ungefähr wieder um ein Jahrhundert aus den Zeiten des Cicero zurückversetzen.

Abhandlung

Abhandlung
über
die Freundschaft.

1700

1700

1700

I.

Einleitung des Schriftstellers; im ersten Kapitel.

Hierin macht uns Cicero mit der Veranlassung zu diesem Dialog bekannt; daß er sich nämlich die Hauptgedanken über die Freundschaft aus einem ehemaligen Vortrage des Q. Mucius Scävola über diesen Gegenstand so fest eingeprägt habe, daß er noch jetzt sich ihrer recht genau erinnere. Diese habe er nun, auf die öftere Bitte des Atticus an ihn, über die Freundschaft zu schreiben, in einen Dialog eingekleidet, in welchem er den Lælius, der einst seinen Schwiegersöhnen Scävola und C. Fannius seine Gedanken über diese Materie mitgetheilt, als Hauptperson der Unterredung und die beiden andern Männer als Theilnehmer daran darstelle. Diese Abhandlung wolle er nun seinem vertrauten Freunde Atticus widmen.

Erstes Kapitel.

Der Augur Quintus Mucius hatte die Gewohnheit, von seinem Schwiegervater C. Lælius manche Dinge, die ihm einfielen, mit vieler Annehmlichkeit zu erzählen, und wenn er so von ihm sprach, gab er ihm jedesmal gradezu den Beynamen des Weisen. Nun hatte mich mein Vater, so bald ich in die Klasse der Jünglinge aufgenommen war, der Leitung des Scävola übergeben und es mir zur Pflicht gemacht, so lange es mir möglich wäre und der Greis mir's erlaubte, mich nie von seiner Seite zu entfernen. Und so merkte ich mir viele seiner geistvollen Unterhaltungen, auch viele seiner kurzen und treffenden

den

den Aussprüche: und machte es mir zum angelegentlichsten Geschäfte, mit den Kenntnissen dieses Mannes die meinigen zu bereichern. Nach seinem Tode übergab ich mich der Leitung des Priester Scävola, dem ich in unserm Staate, als einem Mann von Kopf und von großer Gerechtigkeitsliebe, den ersten **2** Platz anzuweisen, mich erdreiste. Doch von diesem Manne bey einer andern Gelegenheit; jetzt komme ich wieder auf den Augur. Außer vielen andern Gesprächen von ihm erinnere ich mich auch noch dessen, daß er einst in seinem Hause, auf einem halbrunden Sessel, seiner Gewohnheit nach, sitzend, da ich grade mit noch einigen wenigen seiner vertrautern Freunde um ihn war, von ungefähr auch auf einen Gegenstand kam, der damals fast das allgemeine Gespräch war. Du erinnerst dich gewiß noch, mein Afrikus, um so mehr, weil du damals viel Umgang mit dem P. Sulpicius hattest; (grade da zwischen ihm, dem damaligen Volkstribun und dem Q. Pompejus, dem damaligen Consul, eine tödtliche Feindschaft herrschte, zwischen Männern, die ehemals, die vertrautesten Herzensfreunde gewesen waren;) wie sehr man theils über diesen Bruch erstaunte; theils diesen Vorfall **3** beklagte. Bey dieser Gelegenheit nun theilte uns Scävola, da er auch grade auf diese Sache zu sprechen kam, eine Unterhaltung des Lilius über die Freundschaft mit, woran Scävola selbst, und mit ihm auch der andere Schwiegersohn dieses Mannes, C. Fannius, der Sohn des Markus, wenige Tage nach dem Tode des Afrikan, Theil genommen hatte. Von diesem seinen Vortrage habe ich die Hauptsachen fest in meinem Gedächtnisse aufbewahrt, und diese
in

in der gegenwärtigen Abhandlung in einer mir beliebigen Form bearbeitet. Denn ich habe die Männer selbst, als in einer Unterredung mit einander, aufgeführt, um nicht das „sagte ich“ und das „sagte er,“ so oft dem Vortrage einmischen zu dürfen, und um dieser Untersuchung dadurch desto mehr das Gepräge eines gesellschaftlichen Gesprächs zu geben! Oft schon fordertest du mich auf, meine Gedanken über die Freundschaft aufzusetzen, und dieser Gegenstand schien mir einer allgemeinen Kenntniß und unseres vertrauten Umganges würdig zu seyn. Ich habe also diese Arbeit, um vielen auf deine Bitte zu nützen, gern unternommen. So wie ich aber in dem ältern Kato, einer Abhandlung über das Alter, die ich dir widmete, den Greis Kato zur Hauptperson des Gesprächs machte, weil ich keinen wußte, der über diesen Gegenstand passender hätte sprechen können, als den Mann, der ein so hohes Greisenalter erreicht hatte, und doch auch bey diesem seinen hohen Alter so vorzüglich munter gewesen war; eben so habe ich auf die Nachricht unserer Väter, daß C. Lælius und P. Scipio eine höchst denkwürdige Vertraulichkeit mit einander unterhalten hätten, den Lælius als die tauglichste Person angesehen, um über die Freundschaft die Gedanken mitzutheilen, die dieser Mann, wie Scävola noch wußte, einst wirklich darüber mitgetheilt hatte. Dergleichen Dialogen, wobey man sich auf das Ansehn von berühmten Männern aus der Vorwelt stützt, geben dem Vortrag über eine Sache ein weit größeres, mir selbst unerklärliches, Gewicht. Daher kommts denn auch, daß ich bisweilen, beym Lesen meiner eigenen Schriften, so mit fortgerissen werde,

werde, als ob ich den Kato und nicht mich selbst reden hörte. Jene Abhandlung über das Greisenalter weihte ich, selbst schon ein Greis, einem Manne von denselben Jahren, und diese über die Freundschaft weihte ich, selbst ein sehr zärtlicher Freund, einem Manne, der mein Freund ist. Damals war Kato die Hauptperson des Gesprächs, gewiß der bejahrteste und einsichtsvollste Greis des damaligen Zeitalters; jetzt trägt Lælius, der den Beinamen des Weisen führte, und der seiner Freundschaft wegen berühmt war, seine Gedanken über die Freundschaft vor. Denke also, darum bitte ich, bey Lesung dieser Schrift weniger an mich, und stelle dir vor, als hörtest du den Lælius selbst reden. C. Fannius und Q. Muscius kommen nach dem Tode des Afrikan zu ihrem Schwiegervater. Diese leiten das Gespräch ein und Lælius antwortet ihnen; seine ganze Unterhaltung hat die Freundschaft zum Gegenstande: bey dem Durchlesen dieser Abhandlung wirst du dein eigenes Bild erkennen.

II.

Die Vorbereitung zur Abhandlung ist in dem zweyten bis zu Ende des vierten Kapitels enthalten. Im Anfange des zweyten Kapitels werden wir gleichsam mitten in die Unterredung dieser Männer über den gewaltsamen Tod des jüngern Afrikan, des zärtlichsten Freundes unsers Lælius, hineinversetzt. Fannius bemüht sich seinen Schwiegervater durch Vorhaltung des Zunamens eines Weisen, den man ihm beygelegt hatte, von der zu großen Traurigkeit über den Tod seines Busenfreundes, die er in der Seele desselben vermuthet, zurückzubringen. Diese Benennung eines Weisen bestimmt,

bestimmt er näher, indem er sagt, daß er Weisheit ihm als eine praktische Eigenschaft, in der Bedeutung beylege, wie sie das Alterthum dem Sokrates zugeschrieben habe. Lilius sucht diesen Namen, als eine für ihn zuviel sagende Benennung, von sich abzulehnen, und behauptet, daß man diesen soviel bedeutenden Zunamen unter den Römern allenfalls dem einzigen M. Kato Censorius beylegen könne. Hierauf sucht er sich im dritten Kapitel über seinen Schmerz wegen des Verlustes seines Busensfreundes zu rechtfertigen. Deswegen zeigt er, durch eine weitläufige Schilderung der Vortrefflichkeit des Afrikan und ihrer lang unterhaltenen innigen Freundschaft, daß seine Traurigkeit über den Verlust eines solchen Freundes, wie es nur wenige gegeben hätte und geben würde, höchst gerecht sey. Denn ihn allein habe das Unglück bey dieser Trennung betroffen: Afrikan sey und bleibe, ungeachtet seines gewaltfamen Todes, wegen seiner großen Vorzüge, wegen seiner außerordentlichen Verdienste um seine Freunde, um seine Verwandte und um sein Vaterland, ein höchst beglückter Mann, und in so fern habe er nicht nöthig, über seinen Freund zu trauern: vielmehr wären eben diese großen Eigenschaften und Verdienste seines Freundes für ihn eben so viel Beruhigungsgründe über seinen Tod; ungeachtet er durch das Absterben dieses außerordentlichen Mannes so viel verloren habe. Diese seine Beruhigungsgründe erhielt, wie er im vierten Kapitel hinzusetzt, dadurch noch ihre volle Stärke, daß er sich über unsern Zustand nach dem Tode richtige und geläuterte Begriffe zu verschaffen gesucht habe. Er glaube die überzeugendsten Gründe und die besten Autoritäten für eine Fortdauer nach dem Tode zu haben, und dann sey Scipio auch von dieser Seite nicht zu beklagen, sondern selig zu preisen. Sollte aber die Hoffnung einer ewigen Fortdauer ein süßer Traum seyn, so könne man seinen Freund, wenn er nicht glücklich sey, doch auch nicht unglücklich nennen. Für ihn liege ein Hauptberuhigungsgrund, bey dem Verlust desselben, auch
noch

noch in dem Gedanken; daß ihre Freundschaft, da man von je her so wenig Freunde im eigentlichen Sinne dieses Wortes gefunden habe, auch bey der Nachwelt bekannt und gerühmt seyn werde. —

Zweytes Kapitel.

6 **T**annius. Das ist alles wahr, mein Cälius! Nie lebte wohl ein edlerer, nie ein berühmterer Mann als African. Du mußt dir aber vorstellen, daß Jedermanns Augen auf dich gerichtet sind: dich allein nennt man ¹⁾ einen Weisen und hält dich dafür. Diesen

1) Der Ausdruck Weiser wird bey den Alten bisweilen in theoretischer, bisweilen in praktischer Bedeutung, und sehr oft in beiden Bedeutungen zusammen gebraucht. Im theoretischen Sinne bezeichnet dieß Wort eben das, was der bescheidne Sokrates und Aristoteles einen Liebhaber der Weisheit (Philosoph) nannten. In diesem Sinne wurde es in den frühern Zeiten bey den Griechen als gleichbedeutend mit einem Gelehrten, besonders dem, der sich durch seine gelehrten Kenntnisse vor seinen Zeitgenossen und den berühmten Männern der Vorwelt auszeichnete, genommen. So muß man den Ausdruck verstehen, wenn von den sieben so genannten Weisen die Rede ist. Dieß waren Männer, die ihre Zeitgenossen durch einen Grad von Einsichten in Erstaunen setzten, den sie weder bey andern Männern ihres Zeitalters noch bey den einsichtsvollsten Männern der Vorzeit bemerkt hatten. In der praktischen Bedeutung ist der Ausdruck Weisheit, besonders in dem Moral.

Diesen Beynamen gab man vor kurzem dem M. Rato. Auch wissen wir, daß unsre Väter dem L. Ullius den Namen des Weisen beylegten. Beide aber

Moralsystem der Stoiker, gleichbedeutend mit Tugend. Auch wir nehmen es sehr oft und auch sehr passend in dieser Bedeutung, weil der Tugendhafte eben dadurch, daß er die Tugend vor dem oft blendenden Laster wählt, den höchsten Grad von Einsicht und Weisheit verräth. Wenn der Stoiker, zum Exempel, sagte: „Nur der Weise ist glücklich, frey, ein König u. s. w. so bezeichnete er mit dem Namen Weisheit bloß die Uebung der Moral. Thorheit war also, als das Gegentheil dieser praktischen Weisheit, im Sprachsysteme dieser Philosophen mit Laster und Mangelhaftigkeit in Absicht des sittlichen Zustandes gleichbedeutend. Cicero, so wie auch viele andere unter den alten Moralphilosophen, verbinden diese beiden Bedeutungen sehr häufig mit einander; so wie sie auch eigentlich, der Natur nach, mit einander verbunden werden müssen: denn der aufgeklärteste Mann seines Jahrhunderts sollte billig auch zugleich der sittlichste und edelste von Charakter und Handlungsbart seyn. In dieser Bedeutung vornemlich schreibt unser Autor dem Rato Weisheit zu; denn er legt ihm sowohl in unsrer Abhandlung, als in dem Dialog über das Alter nicht bloß wissenschaftliche Kultur und gelehrte Kenntnisse bey, sondern er rühmt von ihm auch besonders einen hohen Grad praktischer Weisheit, und sittlicher Vollkommenheit. Und so finden wir überhaupt, daß Cicero, der im Moralsysteme hauptsächlich von stoischen Begriffen ausging, mit dem Ausdrucke Weisheit die praktische Bedeutung, verbindet; so wie in unsrer Stelle, wo er den Rato als einen Mann rühmt, der alle Schicksale, die ihn betrafen, der Tugend unterordnete.

aber erhielten ihn in einer ganz andern Beziehung: Utilius deswegen, weil man ihn für einen großen Rechtsgelehrten hielt. Kato aber, wegen seiner weit ausgebreiteten praktischen Kenntnisse: man unterhielt sich von seinem Scharfblick in die Zukunft, von der Standhaftigkeit, bey seinen Handlungen; von dem Scharfsinn in seinen Antworten, wovon er in dem Senat und auf dem Forum so viele Proben gegeben hatte. Darum nannte man ihn in seinem Alter auch gradezu den Weisen. Dir aber legt man in einer ganz andern Beziehung, nicht bloß wegen deines Naturells und wegen deiner sittlichen Beschaffenheit, sondern auch wegen deiner gelehrten Beschäftigungen und Kenntnisse den Zunamen des Weisen bey: nicht bloß nach dem Sprachgebrauch des großen Haufens, sondern auch nach der Benennungsart einsichtsvoller Personen, in einer Bedeutung, wie ganz Griechenland solch einen Mann nicht aufzuweisen hat.

7 Denn die sieben sogenannten 2) Weisen werden von den

2) Die sieben Weisen, von denen so oft im Cicero die Rede ist, waren der berühmte Gesetzgeber Athens, Solon; Chilo aus Lacedämon; Pittakus aus Mitylene; Periander aus Korinth; Thales aus Milet; Bias und Kleobul, deren Geburtsörter nicht gewiß bekannt sind. Alle diese Männer waren Zeitgenossen, und lebten ungefähr in dem Zeitraum des 3300 — 3400ten Jahres der gewöhnlichen Zeitrechnung. Sie waren freilich, weder im theoretischen noch im praktischen Sinne, solche Weisen, wie sie Griechenland etwa zwey Jahrhunderte später, in der goldenen Periode seiner Literatur, wo der große Sokrates so viele seiner würdige Schüler bildete, und

Philo,

denjenigen, die es mit der Benennung der Dinge ge-
nauer nehmen, nicht für Weise gehalten. Athen
hatte

Philosophie nebst allen andern Wissenschaften und
Künsten blühte, aufzuweisen hatte; doch erhuben sie
sich so merklich über alle ihre Zeitgenossen, daß diese
ihnen vor Bewunderung den Namen der sieben Weisen
beylegten. Wenn wir, die wir doch, bey der jetzi-
gen Höhe der philosophischen Kultur, ihre Verdienste
am besten würdigen können, unpartheyisch über sie
urtheilen wollen: so müssen wir eingestehen, daß zum
Exempel Solon als Gesetzgeber allemal wegen der
Weisheit, die er bey seinem Geschäfte bewies, unsre
Bewunderung verdient; wir mögen auf den Geist
der Gesetze selbst oder auf den Charakter des Volks,
für das sie berechnet waren, Rücksicht nehmen. Daß
diese Gesetzgebung bald hernach an der böshafsten
List eines Pisistratus scheiterte, lag nicht in der in-
nern Mangelhaftigkeit der dadurch gemachten Ein-
richtungen, sondern in der beherzten List des Betrüs-
gers und in der Verblendung der Betrogenen: denn
es ist, wie uns die neueste Geschichte zeigt, auch für
uns keine leichte Aufgabe, einen Staat so zu organi-
siren, daß alle Bosheit und jeder egoistische Angriff
auf die Konstitution vereitelt werde. Auch die phi-
losophischen Maximen und Grundsätze, die uns von
den übrigen jener Weisen bekannt geworden sind; so
wie besonders die sehr verständigen Aeußerungen, die
die alten Schriftsteller uns, vorzüglich im Fache der
Politik, von ihnen aufbehalten haben, berechtigen sie
zu dem Namen der Weisen in theoretischer Hinsicht.
Aber auch von Seiten der praktischen Philosophie
zeigten sie sich für ihr Zeitalter gewiß nicht als Män-
ner ohne vorzügliche Herzenskultur. Wenn Thales
den durch einen Fischzug gefundenen Dreyfuß, den
üb. d. Freundsch. C der

hatte, wie wir wissen, nur einen solchen Weisen, den Mann, den selbst ein Orakelspruch des Apollo für den weisesten erklärt hatte. 3) Die Art von Weisheit legt

der pythische Gott dem Weisesten zuerkannte, deswegen nicht annehmen will, weil er den Solon für weiser erkennt; wenn dieser ihn auch nicht annimmt, sondern ihn an einen andern schickt, dem er den Preis der Weisheit vor sich zugesteht, und wenn er endlich von keinem angenommen wird, weil jeder einen andern für weiser, als sich, hält: wer bewundert da nicht die edle Bescheidenheit und Selbstverleugnung dieser Männer? wer gesteht nicht ein, daß solche Tugenden keinen geringen Grad praktischer Weisheit zu erkennen geben. So viel wird jeder eingestehen, daß sie würdige Vorläufer des goldnen Zeitalters waren, das sich durch große Philosophen, Künstler, Helden, kurz durch Männer, die mit Vollkommenheiten jeder Art geschmückt waren, bey der ganzen Nachwelt verewiget hat.

- 3) Der Weise sucht seine ganze Glückseligkeit in sich selbst, und keine Sache, die nicht von ihm selbst abhängt, rechnet er zu seiner Glückseligkeit — dies ist der Hauptgrundsatz der Stoischen Moralphilosophie, woraus der im achten Abschnitt aufgestellte Satz von selbst herfließt: daß der Weise durch keinen Zufall, von welcher Seite her und wie stark er ihn auch betreffen möge, auf irgend eine Art, geschweige in dem Grade erschüttert werden könne, daß er eine einzige seiner Pflichten darüber verabsäumen sollte. Pflicht ist nämlich die Anwendung der Tugendgrundsätze auf einzelne Fälle und Verhältnisse im menschlichen Leben und gleichbedeutend mit Tugend, wenn man darunter nicht die ganze edle, aufs

legt man dir bey, daß du deine gesammte Glückseligkeit allein von dir selbst erwartest, und alles, was dem
Men-

aufs Gute allein gerichtete, Herzensstimmung, sondern bloß einzelne daraus entspringende gute Handlungen versteht. Jedes widrige Schicksal aber, sagen die Stoiker, in so fern wir nicht selbst durch eine thörichte Handlung oder Handlungsart die Stifter desselben sind, mag es uns übrigens noch so bitter dünken, ist eine eben so unbedeutende Sache, wie jede aus den Sinnen entspringende Freude, so stark sie auch übrigens unsre Sinnlichkeit treffen mag, gleichgültig und unbedeutend ist; ungeachtet sich der Thor, in dem Wahn: er erhalte oder verliere wichtige Güter, im Unglück klein und unwürdig, und im Glück übermüthig und stolz beträgt. Denn alles dies mit Unrecht so genannte Böse und alles jenes fälschlich so gepriesene Gute trifft doch nur unsre Sinnlichkeit; aber nicht diese, mag sie übrigens noch so angenehm oder unangenehm von äußern Dingen getroffen werden, sondern allein die Tugend gewährt uns wahre Glückseligkeit; so wie das Laster allein uns elend macht. Es wäre also, schlossen sie diesen Begriffen gemäß, die größte Thorheit, deren sich ein Vernünftiger nie schuldig machen wird, um eines bloß scheinbaren Uebels willen, irgend etwas, was unsre wahre Glückseligkeit bewirkt, vergleichen auch die kleinste, dem Scheine nach unbedeutendste Pflicht ist, zu verabsäumen oder aufzuopfern. — Dieser Grundsatz von der völligen Selbstgenügsamkeit der Tugend ist, wie das ganze System von dem er das Princip ist, übertrieben; es wird dabey bloß auf die stärkere Natur des Menschen, auf seine geistige Kraft Rücksicht genommen; seine schwächere, mit der Sinnenwelt zusammenhängende, und von dem

Menschen trifft, deiner Tugend unterordnest. Darum erkundigt man sich auch bey mir, und vermuthlich auch bey dir, mein Scävola, wie du das Absterben deines Afrikan ertragest; um so mehr, weil du in den lezt verwichnen Monen, da wir in den Gärten des Augur D. Brutus unsere gewöhnliche gelehrte Zusammenkunft hielten, vermisst wurdest, da du doch sonst fast nie an diesem Tage und bey dieser Beschäftigung zu fehlen pflegtest.

8 Scävola. Ja es erkundigen sich, wie Fan-
nius erwähnt hat, mehrere darnach; aber ich antwor-
te auf diese ihre Fragen, meiner gemachten Bemerkung gemäß: du ertragest den Schmerz, den dir das Absterben eines so großen Mannes, und dabey eines so zärtlichen Freundes verursacht hätte, mit Gelassenheit: dieser Todesfall hätte allerdings, weil du doch auch menschliche Empfindungen habest, bey dir Eindruck machen müssen: daß du dich aber in den ver-
wichnen

Einfluß der auf ihn nothwendig einwirkenden Auf-
sendinge abhängige Natur ist dabey ganz übersehen worden. Schränkt man demnach diesen Grundsatz so ein: daß alles, was unsere Tugend im geringsten beeinträchtigt, ein weit größeres Uebel sey, als jeder äußere Schmerz oder Verlust; so ist er edel und erhaben, und wird, wenn er als Maxime in der Seele feste Wurzel geschlagen hat, uns vorzüglich gegen das kleinliche und weinerliche Betragen sichern, dessen sich die mehresten Menschen, wenn sie von den Schlägen des Schicksals getroffen werden, schuldig zu machen pflegen. — Ausführlicher wird über das Stoische Moralsystem in der Einleitung zu den Paradoxien gesprochen.

wichnen Monen in unsrer Versammlung nicht eingefunden; daran sey eine Unpäßlichkeit, nicht aber Traurigkeit Schuld.

Caesius. Deine Antwort, mein Scävola, ist richtig und wahr. Denn von Abwartung einer Pflicht, die ich in den Tagen meiner Gesundheit nie verabsäumte, hätte mich ein unangenehmer Vorfall, der meine Person betraf, nicht abhalten dürfen: auch glaube ich nicht, daß irgend ein Schicksal einen gesetzten Menschen jemals dahin bringen könne, irgend eine seiner Pflichten zu verabsäumen. Bey dir aber, mein Fannius, ist es Wirkung der Freundschaft, wenn 9 du sagst, daß man mir einen Werth beylege, den ich in dieser Größe weder anerkenne noch fordere: allein dein Urtheil über den Kato ist, nach meiner Meynung, nicht ganz richtig. Denn entweder giebt es gar keinen Weisen, und dies glaube ich eher; oder wenn es je einen gab, so war er dieser Weise. Denn mit welcher Fassung (um anderer Punkte nicht zu gedenken,) ertrug er den Tod seines Sohnes! Ich erinnerte mich des Paullus; ich beobachtete den Galus; doch diese verloren nur Kinder, Kato aber einen Mann, dessen Vollkommenheiten bewährt waren. Ziehe mir also dem Kato selbst 4) jenen Mann nicht

4) Wenn wir das Urtheil, welches Cicero hier über den Sokrates und Kato fällt, näher betrachten, und die bekannte Lebensgeschichte des verehrungswürdigen Griechen damit zusammenhalten; so finden wir, daß er den Sokrates offenbar verkennet und ihm nicht die gebührende Gerechtigkeit widerfahren läßt. Ein zu weit

nicht einmal vor, welchen Apollo, wie du sagst, für den weisesten erklärte. Kato zeigte sich groß durch seine

weit getriebener Patriotismus, der den Römer auf Unkosten des Griechen gern recht sehr erheben möchte, scheint den Philosophen irre geführt zu haben. Sollte man nicht, indem man dies Urtheil über den besonders in praktischer Hinsicht, größten Weisen des Alterthums, liest, auf den Gedanken gerathen: Cicero hätte einen von den griechischen Prunkrednern, irgend einen Wortkünstler von Sophisten, und nicht den großen praktischen Weisen Sokrates im Sinne, wenn der ganze Zusammenhang nicht zu offenbar auf ihn hindeutete? Diese Unrichtigkeit, diese grobe Ungerechtigkeit veranlaßt gewiß schon vorläufig bey Jedem den ganz natürlichen Schluß, daß das Urtheil, was dem Römer vor dem verunstalteten Griechen den Vorzug zuerkennt, partheyisch abgefaßt seyn werde. Ich will mich, um jedem Leser das eigne Urtheil über diese beiden Männer zu erleichtern, bemühen, die Hauptumstände, worauf es bey der Beurtheilung derselben ankommt, aus ihrem Leben zusammenzustellen. In Absicht des Sokrates haben wir ein unschätzbares Denkmal, das uns den lebenswürdigen Weisen in seiner ganzen Größe darstellt, in der Apologie, womit er sich vor seinen Richtern gegen die Anklage seiner Feinde vertheidigt, und die sein Schüler Plato uns aufbewahrt hat. Ich will daraus bloß die Hauptstellen ausziehen, die hieher gehören.

„Glaubt etwan Jemand, sagt Sokrates unter andern in Beziehung auf den Achilles, daß dieser Mann sich vor dem Tode und vor Gefahren fürchtete? Vernehmt hierüber meine der Wahrheit gemäßen Gedanken. Auf dem Posten, worauf Jemand sich selbst,

seine Thaten, und dieser durch seine Worte. In Rücksicht meiner aber will ich auch (um mich nun an euch beide zu wenden;) folgendes sagen.

Drittes

selbst, in der Ueberzeugung, daß er für ihn der beste sey, hinstellt, oder worauf er von seinen Vorgesetzten hingestellt wurde, darauf muß er, nach meiner Meinung, selbst bey Gefahren stehen bleiben, und sich eben so wenig vor dem Tode, als vor sonst etwas, die Schande allein ausgenommen, fürchten. Ich würde also schändlich handeln, wenn ich jetzt aus Furcht vor dem Tode oder sonst einer Sache, den Posten verlassen wüßte, worauf, wie ich stets mit fester Ueberzeugung glaubte, Gott mich stellte, um mein Leben mit philosophischen Untersuchungen und mit Erforschung meiner selbst und anderer Menschen hinzubringen: da ich doch einst meinen Posten, worauf mich unsre von euch angestellten Generale, in den Schlachten bey Potidaea, bey Amphipolis, bey Delium hingewiesen hatten, so fest, wie irgend Jemand, behauptete.“

Gleich darauf setzt er mit eben so viel Stärke und Größe der Seele hinzu: „Wolltet ihr mir etwan den Vorschlag thun, „Wir sind, o Sokrates! Willens, auf des Annytus Anklage keine Rücksicht zu nehmen, wir wollen dich frey lassen: aber dafür mußt du uns auch ausdrücklich versprechen, daß du weiter keine gelehrte Untersuchungen anstellen, daß du zu philosophiren aufhören wollest;“ dann würd' ich euch antworten: „O Athenienser! ich schätze und liebe euch, aber Gott muß ich mehr gehorchen, als euch. So lange noch ein Hauch, so lange noch einige Lebenskraft

Drittes Kapitel.

10 **W**ollte ich es leugnen, daß Sehnsucht nach dem Scipio sich in meinem Innern regte; — in wie fern

Kraft in mir ist, werde ich nicht aufhören zu philosophiren, und jeden unter euch, wer mir begegnet, zu ermuntern und ihm nach meiner bisherigen Gewohnheit mit allem Ernste zuzurufen: Bester Mann! du bist ein Athenienser, ein Bürger der Stadt, die sich eben so durch Größe als durch Ruhm wegen ihrer Weisheit und Tapferkeit auszeichnet, und schämst dich doch nicht, bloß darauf zu denken, wie du dich berühmt machen und dir Ehre erwerben willst; aber um Weisheit und Wahrheit, und wie du dich in die beste Gemüthsverfassung setzen könntest, darüber bist du unbekümmert und ganz sorgenlos! Will mir dann Jemand meine Behauptung abstreiten und sagen: er denke allerdings daran; dann werde ich ihn nicht gleich von mir fortlassen, werde mich ihm nicht gleich entziehen, sondern ihn weiter ausforschen und prüfen und überführen. Finde ich dann, daß er die Tugend, die er zu besitzen vorgiebt, nicht besitzt: dann werde ich ihm Verweise darüber geben, daß ihm das achtungswürdigste Gut für das geringfügigste gilt, und daß er den nichtswürdigsten Dingen einen so hohen Werth beylegt. So werde ich mit dem Jüngern, wie mit dem Aeltern, mit Jedem, der mir begegnet, verfahren; mit dem Fremdlinge eben so wohl, wie mit dem Bürger unsrer Stadt."

Nach einigen Zwischensätzen fährt er fort: „Möget ihr dem Annytus oder mir Glauben beymessen; möget ihr mich loslassen, oder nicht: ich bleibe bey meiner
meiner

fern dieses mein Verfahren rechtmäßig sey, überlasse ich der Entscheidung der Weisen — wahrlich dann spräche

meiner Handlungsweise und wenn ich mir selbst einen vielfachen Tod dadurch zuziehen sollte.“

Mit der edelsten Freymüthigkeit und der richtigsten Selbstschätzung setzt er darauf hinzu: „Wenn ihr mich tödtet; so wird es euch fürwahr nicht ganz leicht seyn (mag euch meine Behauptung auch noch so lächerlich klingen!) einen andern zu finden, den die Gottheit für euren Staat bestimmte, welcher mit einem zwar starken und edlen, aber seiner Größe wegen trägen Rosse, das des Sporns bedarf, zu vergleichen ist. Für dieses Geschäft scheint mich die Gottheit zum Behuf eures Staates erkohren zu haben; denn ich lasse nicht ab, euch zu ermuntern, euch anzuregen, jedem unter euch dringende Vorstellungen zu machen, und ihm den ganzen Tag hindurch nicht von der Seite zu gehen.“

Kurz nachher setzt er hinzu: „Vielleicht dünkt es Jemanden unter euch, als ob ich daran unrecht thue, daß ich, ohne doch ein öffentliches Amt zu bekleiden, mich überall eindrange, und darin meine Beschäftigung suche, Jedem meine Rathschläge mitzutheilen; mich aber nicht erdreiste, in einem öffentlichen Amte vor dem ganzen Volk aufzutreten und dem gemeinen Wesen dergleichen Rathschläge mitzutheilen. Der Grund hiervon ist, daß, wie ich euch oft schon bey mehreren Gelegenheiten gesagt habe, jener göttliche Geist, jener Dämon, den Melitus in seiner Anklage so lächerlich zu machen suchte, mich davor gewarnt hat. Aber im vollen Ernst, von Jugend auf höre ich in mir diese göttliche Stimme; doch hält sie mich immer

che ich wider die Wahrheit. Ja mich schmerzt der Verlust eines solchen Freundes, desgleichen, wie ich glaube,

immer nur von gewissen Dingen, die ich unternehmen will, ab; zu keiner Handlung aber treibt sie mich an. Diese göttliche Stimme untersagt es mir, mich mit Staatsgeschäften zu befassen. Und, wenn ich nicht irre, sie untersagt es mir mit Recht. Denn ihr wißt ja, Athenienser! daß ich, hätte ich mich ehemals in Staatsangelegenheiten einlassen wollen, schon längst nicht mehr seyn würde, ohne doch euch, oder mir einen Vortheil dadurch gestiftet zu haben. Seyd nicht ungehalten über mich, daß ich euch die Wahrheit sage. Keiner ist vermögend, sein Leben zu retten, der sich euch oder jedem andern Volke ohne Menschenfurcht entgegensetzt, und so manche ungesunde und gesetzwidrige Handlung, die im Staate vorgeht, verhindern will; sondern jeder, der mit Ernst für die Gerechtigkeit streitet, muß, so kurze Zeit er sein Leben auch nur fristen will, im Privatstande verbleiben und sich aller öffentlichen Geschäfte enthalten."

Nicht weit darauf fährt er im ähnlichen Tone so fort: „Ich habe im gemeinen Wesen nie eine andere Stelle, als den Posten eines Gerichtsgeschwornen bekleidet, als gerade unsere Antiochische Tribus das Richteramt traf; damals, als ihr so gesetzwidrig, wie ihr insgesamt dies in der Folge der Zeit selbst erkanntet, die zehn Generale, welche die in der Seeschlacht (bey Arginusä) Gebliebenen nicht aufgefischt hatten, alle auf einmal durch Eine Sentenz verurtheilen wolltet. Damals widersetzte ich allein mich den übrigen Richtern, und gab, ihnen allen zuwider, meine Stimme dahin, daß man die Gesetze nicht übertreten

glaube, es nicht wieder geben wird, und desgleichen,
wie ich für gewiß annehmen kann, es wenigstens
noch

treten möchte. Zwar waren Redekünstler fertig,
mich darüber zu verklagen und vor's Gericht zu zie-
hen; auch drangt ihr mit wildem Geschrey in mich;
doch hielt ich es für meine Pflicht, dem Gesetz und
der Gerechtigkeit treu, mich lieber der Gefahr auszus-
setzen, als euren ungerechten Maßregeln aus Furcht
vor Banden oder Tod beizustimmen. Dies geschah
noch zur Zeit der republikanischen Staatsverfassung.
Unter der Aristokratie ließen mich die dreißig Tyrans-
nen selbstünste nach Tholus kommen und gaben mir
den Auftrag, den Salaminier Leon, den sie hinsic-
ten wollten, von Salamin herüberzuholen. Ders-
gleichen Aufträge gaben sie häufig mehreren andern
Bürgern, um nur recht viel Personen in ihre Frevel-
thaten mit zu verwickeln. Damals gab ich, nicht
etwan durch Worte, nein durch die That einen neuen
Beweis davon, daß ich mir aus dem Tode (dieser
Ausdruck klinge euch so hart, wie er will;) ganz
und gar nichts machte; sondern daß mir die Ver-
meidung jeder ungerechten, frevelnden Handlung
über alles ging: denn selbst jene so gewaltige Des-
potie vermochte es nicht, mich zu einer ungerechten
Handlung zu bringen; sondern ich ging, so bald wie
Tholus verließen, und jene vier den Leon von Sala-
min holten, unmittelbar nach Hause zurück. Viel-
leicht hätte auch diese Handlung mir das Leben gekos-
tet, wenn nicht die Despotie bald darauf vernichtet
worden wäre.

Dies sind einige Hauptstellen, aus jenem Meister-
stücke einer würdigen Selbstvertheidigung, die dazu
hinreichend sind, uns einen wahren und richtigen Be-
griff

noch nie gegeben hat. Aber ich bedarf hiebey keiner fremden Tröstung: ich tröste mich selbst, und vornehm-

griff von der Denkens- und Handlungsweise dieses trefflichen Mannes zu geben. Und von diesem Manne wagt Cicero das Urtheil zu fällen, er habe sich durch Worte, Kato hingegen durch Thaten ausgezeichnet. Man bedarf weiter keiner, als der angeführten Züge, um die entschiedene Größe und Erhabenheit des Mannes, in Worten und Thaten, unwiderleglich und augenscheinlich darzustellen. Diese ungerechte Beurtheilung des großen Mannes bringt uns schon von selbst auf die Vermuthung, daß die Vergleichung, die Cicero zwischen ihm und dem Kato anstellt, partheyisch ausgefallen seyn werde; zumal da aus den Schriften des Cicero überall sehr deutlich hervorleuchtet, daß er, aus einem gewiß sehr übel angewendeten Patriotismus, seinen Römern gern in allen Fächern entweder den Vorrang vor den Griechen; oder, wenn die Partheylichkeit einer solchen Behauptung in einem oder dem andern Falle zu handgreiflich gewesen wäre, doch wenigstens gleichen Rang mit ihnen zu geben bemüht ist.

Es ist freilich eine schwere Sache, über zwey große Männer, von denen man zumal durch eine lange Reihe von Jahrhunderten getrennt ist; und wenn man an Jedem das, was seinem Zeitalter und dem Geiste seiner Nation gebührt, von dem abzieht, was er sich selbst durch eigne Verdienste erworben, richtig zu urtheilen und einer solchen unpartheyischen Beurtheilung gemäß zu bestimmen, welchem von beiden der Vorzug gebühre. Der Grieche war unter der erleuchtetesten Nation, bey welcher damals Künste und Wissenschaften in schönster Blüthe prangten, durch

nemlich dadurch, daß ich frey von dem Irrthume bin,
 der die meisten bey dem Absterben ihrer Freunde zu
 ängstlic

durch seine Weisheit und tiefe Einsicht besonders in die Moralphilosophie, berühmt und bewundert. Er bemühte sich, Jedem, der ihm Gehör geben wollte, durch seine Weisheit nützlich zu werden und bildete eben dadurch viele große und vortreffliche Schüler, die sich durch ihre Weisheit verewiget und zugleich die Welt dadurch erleuchtet haben. Weil er den verderbten Geist seines Zeitalters kannte; so widmete er sich vorzüglich der Bildung der Jugend, um in ihr eine bessere Generation zu erziehen und den Nationalgeist seines Volks für die Zukunft zu verbessern. Deyffentlichen Aemtern entzog er sich, weil er bey der Festigkeit seiner Grundsätze voraussah, daß er in kurzer Zeit das Opfer des allgemeinen Hasses werden würde, den er sich von unedlen Gehülffen, welchen er sich überall mit Wort und That würde widersetzen müssen, unfehlbar zuziehen mußte, ohne jedoch dem Staate durch seine Aufopferung einen wesentlichen Nutzen zu stiften. Doch wich er keiner Art von Gefahren, denen er sich aus Pflicht unterwerfen mußte, auf irgend eine Weise aus. Er nahm Theil an den Gefahren des Vaterlandes in Kriegen, und Friedenszeiten; er erklärte sich freymüthig über Ungerechtigkeiten und Bedrückungen der großen Staatsbeamten; er suchte durch Rath und thätige Unterstützung einen Jeden mit seiner Weisheit zu dienen; er hielt Jedem die Thorheit, die er sich zu Schulden kommen ließ, vor, und suchte ihn zu bessern; er sprach vor seinen Richtern, von denen das Urtheil über Leben und Tod abhing, mit derjenigen heroischen Freymüthigkeit, die eine Schwester des Selbstbewußtseyns schöner Gesinnungen und Handlungen, und ein offenbarer Beweis ist,

ängstigen pflegt. Scipio hat, meinen Gedanken nach, nichts gelitten. Hat einer verloren: so bin ich es.

Ist, daß keine Menschenfurcht, keine Bängigkeit vor den größten Gefahren in einer solchen Seele zu finden ist. Wie wenig diesen großen Mann seine Unerschrockenheit, seine Standhaftigkeit und das feste Anhängen an seine Grundsätze und Ueberzeugungen in dem letzten Augenblicke, wo er den Schierling trank, verließ; das wissen wir bis auf die kleinsten Umstände. — Setzt man zu dieser Schilderung noch zwey besonders wichtige und entscheidende Umstände hinzu; so wird man die Größe und praktische Weisheit des Mannes erst recht bewundern müssen. — Er lebte in einem höchst verderbten Zeitalter, unter einem Volke, bey welchem zwar Künste und Wissenschaften blühten, bey dem aber die Moralität unter allen Ständen im kläglichen Verfall war; wie jeder weiß, dem die Geschichte jenes Zeitalters nicht unbekannt ist. Was seine eignen Naturanlagen betrifft; so gestand Sokrates selbst mit vieler Freymüthigkeit, daß der Physiognomist, der aus seinem Schattenrisse auf große Unmoralität des Mannes geschlossen hatte, in so weit allerdings richtig geurtheilt habe, daß er durch seine natürlichen Anlagen zu Lastern gereizt wäre; doch sey es ihm durch Selbstbearbeitung gelungen, die Stärke seiner bösen Naturtriebe zu bezähmen. Diese beiden Umstände geben, nach meinem Urtheil, seinen Tugenden den höchsten Werth; weil wir sehen daß das Mehrste und Vorzüglichste darin durch edle Anwendung der moralischen Freyheit erworben und wahrscheinlich nur der kleinere Theil ihm natürlich war.

Was

es. Ueber eigene Unfälle aber zu sehr betroffen seyn,
verrätth nicht eine freundschaftliche, sondern nur eine
selbst.

Was den Kato anbetrifft; so kennen wir ihn nicht so genau, wie den Sokrates. Wer aber auch nur diejenigen Züge aus seinem Bilde auffaßt, die Cicero in seinen Schriften von ihm dargestellt hat, der wird nicht zweifeln können, daß er allerdings ein großer Mann war. Er verlor einen Sohn, der schon Consul gewesen war, und ertrug diesen höchst schmerzhaften Unfall, der den stärksten Mann hätte erschüttern können, mit der Ruhe und Gelassenheit eines Weisen. Er zeigte bey allen seinen Handlungen eine unerschütterliche Festigkeit und Beharrlichkeit in seinen Grundsätzen, indem er der alten Zucht und Sitte der Römer, allen ihren großen und bewundersten Nationaltugenden, der Frugalität, der Mäßigung, der Enthaltbarkeit u. s. w. mit unverbrüchlicher Treue anhing. Dies bewies er unter andern dadurch, daß er in seinem Censoramte, ohne Rücksicht auf Größe und Würde zu nehmen, selbst solche Männer wegen ihrer schlechten Sitten aus dem Senatorstande oder aus dem Ritterorden verließ, die ein minder strenger Sittengericht, wegen ihrer anderweitigen Verdienste oder aus Furcht vor ihrer Größe, unangestastet gelassen hätte. Dabey hatte er so viel Gefühl für den Werth einer wissenschaftlichen Bildung, daß er sich sogar noch in seinem Alter auf die griechische Literatur legte. Ein hohes Alter, das er bis auf 85 Jahr brachte, kam ihm dabey zu statten, daß er die Festigkeit seiner Tugend, die treue Anhänglichkeit an seine Maximen vor Jedermann bewähren konnte, indem er ihnen bis an seinen Tod treu und gewissenhaft anhing. — Dies sind die Hauptzüge aus dem Bilde des Römers, die, wie Niemand leugnen wird, ihm

II selbstfüchtige Seele. Daß es mit ihm herrlich stehe, wer könnte das wohl leugnen? denn wenn er sich
nur

ihm auf den Namen eines großen Mannes vollen und gegründeten Anspruch geben.

Ich enthalte mich um so lieber meines Urtheils darüber, welchem von diesen beiden achtungswürdigen Männern der Vorzug gebühre; da jeder nach den vorgelegten Hauptumständen ihres Lebens selbst in den Stand gesetzt ist, ein treffendes Urtheil über sie zu fällen. Nur setze ich zu dem, was ich bisher über den Kato sagte, noch folgende Bemerkungen hinzu. Wir wissen nicht genau, wie viel oder wie wenig Einfluß das Temperament in seine Grundsätze hatte. Doch scheint es fast, als ob beynahe alle Ratonen geborne Stoiker waren. Daß aber der Geist des Zeitalters keinen geringen Einfluß auf seine Denkart haben mußte, wissen wir gewiß. Denn ungeachtet die Römer jetzt um ein merkliches von der spartanischen Zucht ihrer Voreltern auszuarten anfangen; so hatten sie doch vor dem Zeitalter des Sokrates, wo das Verderben sich durch alle Stände und Klassen des Volks ausgebreitet, den beträchtlichen Vortheil voraus, daß Unhänglichkeit an alte Zucht und Sitte noch die anerkannte Regel; moralische Verderbtheit aber eine, wiewohl besonders bey den vornehmern Ständen schon oft vorkommende, Ausnahme war. Eben darum konnte Kato in seinem Sittenrichteramte, wo er über Reinigkeit der Sitten vom Amte wegen zu wachen verpflichtet war, so ungeschont die Sittenlosigkeit der vornehmen, wie der geringen Römer bestrafen. Sokrates setzte sich dagegen allein, und ohne öffentlichen Beruf dazu zu haben, dem Strome des allgemeinen Verderbens entgegen,

gegen,

nur nicht etwan, wie ihm dies doch nie einfiel, Unsterblichkeit wünschte; so hat er gewiß alles erlangt, was sich ein Mensch irgend wünschen kann: er, der die höchste Hoffnung, die sich seine Mitbürger von ihm schon in seinem Knabenalter machten, beständig in seinen Jünglingsjahren durch seine außerordentliche Vollkommenheit übertraf: er, der sich nie um das Konsulat bewarb, und doch zweymal zum Konsul gewählt wurde, das erste Mal noch vor der gesetzmäßigen Zeit: das zweite Mal in Ansehung seiner Person zwar zur bestimmten Zeit, in Ansehung des Staats aber beynah zu spät: er, der zwey Städte, unsers Reichs Hauptfeindinnen, zerstörte und dadurch nicht nur die gegenwärtigen, sondern auch die Kriege der künftigen Zeiten vertilgte. Und was soll ich von der feinen Politur seiner Sitten sagen? was von seiner zärtlichen Liebe gegen seine Mutter? von seiner Freygebigkeit gegen seine Schwestern? von seiner Gütigkeit gegen alle die Seinigen? von seiner Gerechtigkeit gegen Jedermann? Dies alles sind euch bekannte Dinge. In welcher Liebe er aber bey dem ganzen Staate stand, das zeigte der Harm bey seinem Leichenbegängnisse. Was hätte ihm nun wohl die Verlängerung seines Lebens um einige wenige Jahre helfen können? Denn ist gleich das Alter keine Last; wie ich mich erinnere, daß Kato mit mir und dem Scipio darüber, ein Jahr vor seinem Tode, sprach; so

nimmt

gegen, und zog sich durch seinen heldenmüthigen Eifer für Tugend und Moralität, allgemeinen Haß und Verfolgung, ja selbst das Todesurtheil zu.

üb. d. Freundsch.

D

nimmt es doch die Munterkeit hinweg, in welcher
12 sich Scipio damals noch befand. Sein Leben war
 also, ich mag sein Glück oder seinen Ruhm betrachten,
 über eine weitere Bervollkommnung erhaben: Sein
 Sterben aber konnte er wegen des raschen Uebergang-
 es wohl eben nicht fühlen. Ueber seine Todesart
 läßt sich nicht gut sprechen: die allgemeine Meinung
 wißt ihr. Doch kann man dies mit Wahrheit sa-
 gen, daß unter den vielen glänzenden und frohen Ta-
 gen, die er erlebte, dieser Tag der herrlichste war;
 da er, bey dem Auseinandergehen des Senats am Aben-
 de von dem ganzen versammelten Reichsrathe, von
 den Bundesgenossen des Römischen Volks und von
 den Lateinern, den Tag vor seinem Tode, nach Hause
 begleitet wurde: so, daß er unmittelbar von seinem
 hohen Ehrenposten zu den Göttern der Oberwelt und
13 nicht des Orkus übergegangen zu seyn scheint. Denn
 denen stimme ich nicht bey, die kürzlich den Satz zu
 behaupten anfangen, daß mit dem Körper des Men-
 schen zugleich auch seine Seele stirbe, und im Tode
 alles mit uns aus sey.

Viertes Kapitel.

Welt mehr Gewicht hat bey mir in dieser
 Sache die Autorität der Alten, selbst auch unsrer
 Vorfahren, die den Verstorbenen eine so religiöse
 Achtung erwiesen: denn dies hätten sie warlich nicht
 gethan, wenn sie sich nicht vorgestellt hätten, daß es
 auf sie noch einigen Einfluß hätte: auch die Autori-
 tät

tät der Männer, die einst unser Italien bewohnten, und Großgriechenland (das jetzt zwar vernichtet ist, damals aber im vollen Flor war;) durch ihre Grundsätze in theoretischer und praktischer Hinsicht unterrichteten: auch die Autorität des Mannes, den Apollon's Orakelspruch für den weisesten erklärte, der nicht bald dies, bald jenes; wie sonst wohl häufig geschieht; nein, der immer fest den Satz behauptete: die Seelen der Menschen wären göttlichen Ursprungs; und nach ihrer Trennung vom Körper stünde ihnen der Weg in den Himmel wieder offen; ein Weg, der jedem um so mehr gebahnt sey; je mehr er sich durch Tugend und Rechtschaffenheit auszeichne. Dieselbe 14
Meinung hatte hierüber auch Scipio: der, gleichsam als ob er eine geheime Ahndung seines Schicksals hätte, nur wenige Tage vor seinem Tode, in Gegenwart des Philus und Manilius und mehrerer Personen, — du und ich, mein Scävola, waren ja auch grade zugegen — ganzer drey Tage lang uns seine Gedanken über den Staat mittheilte, bey welcher Unterhaltung, er am Ende auf die Unsterblichkeit der Seelen kam: und alle diese Wahrheiten, behauptete er, habe ihm Afrikan während seiner nächtlichen Ruhe in einem Traumgesichte mitgetheilt. Verhält sich die Sache wirklich so, daß, je edler die Seele des Menschen ist, sie um desto leichter gleichsam ihrem Gefängnisse und den Banden ihres Körpers entschlüpft; wer könnte da wohl leichter, als Scipio, sich zu den Göttern erhoben haben? In dieser Rücksicht, fürchte ich, möchte Traurigkeit über diesen seinen Hingang eher Neid, als Freundschaft verrathen. Sollte aber jene zweyte Meynung gegründeter seyn,

daß Körper und Geist zugleich sterben, und alles Selbstbewußtseyn mit dem Tode aufhöre; so wäre der Tod zwar kein Gut, aber auch kein Uebel. Denn hat das Selbstbewußtseyn aufgehört; so ist es, als ob dieser Mann nie existirt hätte: über dessen ehemalige Existenz wir uns doch freuen und unser Staat, **15** so lange er steht, einst noch frohlocken wird. Mit ihm also steht es, wie ich oben sagte, herrlich; mit mir aber weniger vorthellhaft: denn so wie ich eher, als er, ins Leben eintrat; so hätte ich es auch billig vor ihm wieder verlassen müssen. Inzwischen ergötzt mich doch das Andenken an unsre Freundschaft so sehr, daß ich mich selig preise, an einem Scipio einen Lebensgefährten gehabt zu haben: mit dem ich die Sorgen über den Staat und unsre Privatverhältnisse theilte; der im häuslichen Leben, wie im Felde mein Mitgenosse war; und mit dem ich endlich auch — welches das wesentliche Stück aller Freundschaft ist — in allen Wünschen, Neigungen, Grundsätzen völlig harmonisch dachte. Darum ergötzt mich nicht sowohl jener Ruf von Weisheit, dessen Fannius so eben erwähnte, zumal da er ungegründet ist; als vielmehr die Hoffnung, daß das Andenken an unsre Freundschaft ewig fortdauern werde. Und diese Hoffnung liegt mir um so mehr am Herzen, da man in allen Jahrhunderten kaum drey bis vier Paar Freundschaften erwähnt findet: und unter diesen werden, wie ich mir schmeichle, auch die Namen des Scipio und Lælius noch bey der Nachwelt genannt werden.

16 Fannius. Dies, mein Lælius, ist wohl eine ausgemachte Sache: weil du aber so eben der Freundschaft

schaft

schaft erwähntest, und wir grade ohne Geschäfte sind; so wirst du mir, und ich glaube auch dem Scävola, einen großen Gefallen erweisen, wenn du uns über die Freundschaft eben so, wie über andere Gegenstände, um welche man dich fragt, deine Gedanken, in Absicht ihrer Natur, in Absicht der Regeln, die du für sie nöthig findest, mittheilst.

Scävola. Ja, allerdings wird mir dies viel Freude machen: und grade, da ich dich darum bitten wollte, kam Fannius mir mit der Bitte zuvor. Du wirst also uns beiden einen sehr großen Gefallen erweisen,

III.

Die Abhandlung selbst nimmt den ganzen übrigen Theil des Werkes bis zum Ende des sieben und zwanzigsten Kapitels ein. Hier bearbeitet der Schriftsteller, um seinen Gegenstand zu erschöpfen, acht Hauptgedanken.

A. Bestimmt er die Beschaffenheit seines Gegenstandes, theils in Absicht seiner Natur, theils in Absicht seiner Folgen, vom fünften bis siebenten Kapitel.

B. Sieht er den Entstehungsgrund der Freundschaft an, im achten und neunten Kapitel.

C. Ueber den Bruch der Freundschaften erklärt er sich im zehnten Kapitel bis zum 45sten §. des dreyzehnten.

D. Widerlegt er einige Hauptvorurtheile in Absicht derselben vom dreyzehnten bis zu Ende des fünfzehnten Kapitels.

E. Bestimmt er die Gränzen näher, wie weit die Freundschaft sich erstrecken dürfe, im sechzehnten und siebzehnten Kapitel.

F. Sieht

F. Giebt er die Eigenschaften genauer an, die derjenige, den man zu seinem Freunde wählen wolle, besitzen müsse, im siebzehnten und achtzehnten Kapitel.

G. Setzt er die richtigsten Regeln fest, die man in Absicht der Freundschaft zu beobachten habe, vom neunzehnten Kapitel bis zu Ende des 26sten. Endlich

H. wiederholt er noch einmal ganz kurz die Hauptgedanken des ganzen Werks und überläßt sich dem frohen Andenken an seine Freundschaft mit dem Scipio im 27sten Kapitel.

Was nun

A. Dem ersten Abschnitt betrifft; so setzt er in Absicht der Beschaffenheit des Gegenstandes im fünften Kapitel selbst fest, daß Freundschaft nur unter rechtschaffenen, tugendhaften Leuten statt finden könne. Doch müsse man den Begriff Tugend nicht in der strengsten philosophischen Bedeutung, wo man besonders nach dem Lehrgebäude der Stoiker ein unerreichbares Ideal festsetze, nehmen; sondern man müsse hierbey auf die Sprache des gemeinen Lebens und die eingeschränkte Kraft des Menschen Rücksicht nehmen. Ferner mache Wohlwollen ein zweytes wesentliches Stück der Freundschaft aus: dadurch unterscheide sie sich vorzüglich von der Verwandtschaft, bey der dieses Stück fehlen könne. Im sechsten Kapitel faßt er zuerst die wesentlichen Merkmale der Freundschaft in einer Definition zusammen, dann kommt er auf die Wirkungen der Freundschaft, und stellt sie als das höchste Gut des Menschen dar. Diesen großen Vorzug beweiset er zuerst dadurch, daß er sie mehreren andern Gütern vorzieht, und dann ihre wichtigsten Vortheile selbst anführt, daß nämlich

1. ohne freundschaftliche Verbindung kein wahres Leben sich denken lasse, weil ihre Einflüsse sich auf jede Lage des Menschen, auf Glück und Unglück erstrecken, anstatt daß
andere

andere sogenannten Güter nur immer in einer einzelnen eingeschränkten Rücksicht Vortheile gewährten.

2. Daß man bey dem Besitz eines Freundes mit einer sichern und heitern Miene in die ungewisse, uns verborgene Zukunft hinsehen könne. Freunde behielten ihre gefällige Theilnehmung gegen ihre Freunde im Leben und nach dem Tode:

3. Freundschaft sey das große Band, welches das ganze Weltall umfasse. Disharmonie und überhaupt das Gegentheil der Freundschaft zeige erst durch die großen daraus ersolgenden Zerrüttungen, welche ein unschätzbares Gut die Harmonie der Seelen sey.

Wegen dieser wichtigen Vortheile erhalte auch die Freundschaft den ungetheilten Beyfall aller Menschen: und tief liege der Grundtrieb, den die Natur selbst für dieselbe in unser Herz gelegt habe.

Fünftes Kapitel.

Lilius. Ich würde gegen eure Bitte gar keine Schwierigkeit machen, wenn ich meinen Kräften so viel zutraute. Denn der Gegenstand ist trefflich; auch sind wir, wie Fannius bemerkte, ohne Geschäfte. Aber wer bin ich? oder was vermag ich? Gelehrte, und besonders die Griechen haben wohl die Gewohnheit, daß sie sich ein Thema vorlegen lassen, worüber sie und zwar auf der Stelle einen Vortrag halten. Dies ist ein schweres Geschäft und erfordert eine nicht geringe Übung. Was man also über die Freundschaft sagen kann, das laßt euch von denen sagen,

sagen, die mit jenem Geschäfte sich abgeben. Ich kann weiter nichts, als euch aufmuntern, daß ihr die Freundschaft allen Erdengütern vorzieht. Denn nichts ist der Natur so gemäß; nichts paßt so für
18 frohe und widrige Schicksale. Doch nehme ich hien bey als Grundsatz an, daß nur unter guten Menschen Freundschaft statt finden könne: das Wort gut aber nehme ich nicht im strengsten Verstande, wie eine gewisse höchst subtile philosophische Schule thut, vielleicht der Wahrheit gemäß; aber auf eine für das gemeine Leben wenig brauchbare Weise. Denn sie wollen sonst keinen, als nur den Weisen für gut gelten lassen. Dies möchte noch seyn. Aber nun bestimmen sie den Begriff Weisheit so, wie sie noch kein Sterblicher besaß. Wir aber müssen auf das wirkliche Leben und auf dasjenige, was die Erfahrung aufstellt, nicht aber auf Ideale und fromme Wünsche unser Augenmerk richten. Nie würde ich nach dem von dieser Schule angenommenen Maasstabe einen C. Fabricius, einen M. Curius, einen L. Coruncanus, Männer, die unsern Vorfahren für Weise galten, für wahre Weise erklären. Jene mögen also ihren gehäßigen und dunkeln Namen von Weisheit für sich behalten: nur mögen sie uns zugeben, daß diese Männer gut waren. Aber auch dies werden sie nicht thun, sondern darauf bestehen, nur dem Weisen
19 komme dies Prädikat zu. Wir wollen also, sprüchwörtlich zu reden, unsre Forderungen nicht zu hoch spannen. Wer sich so beträgt, so lebt, daß man ihm Treue, Lauterkeit, Gleichförmigkeit der Sitten, edeln Sinn zugestehen muß: daß er sich von keiner Leidenschaft, von keinem unbesonnenen Triebe beherr-

beherr-

beherrschen läßt: daß er sich im hohen Grade fest zeigt, wie die eben genannten thaten: einem solchen Manne, denke ich, muß man den Namen eines guten Mannes, wofür man dergleichen Personen auch immer hielt, beylegen; denn er folgt, so weit dieses dem Menschen möglich ist, der Leitung der Natur, der besten Führerin auf dem Wege der Tugend. 5)

Denn

- 5) Hier wird jede Vereinigung, in welche die Menschen jemals getreten sind; die häusliche, bürgerliche, politische, freundschaftliche oder die Gemüthsvereinigung sehr richtig aus der Natur des Menschen unmittelbar, nämlich aus dem Triebe nach Geselligkeit, der unter die Urtriebe des Menschen gehört, abgeleitet. Denn überhaupt ist es die große Bestimmung des Menschen und des Menschengeschlechtes, sich aus dem Zustande der Unvollkommenheit immer mehr zum Stande der Vollkommenheit hinaufzuarbeiten; und da die gesellschaftliche Verbindung ein Hauptmittel ist, wodurch die Natur diesen hohen Zweck erreichen will; so wird der Mensch gleichsam unwillkürlich an der Hand dieser gütigen Mutter zu allem dem, was seine Vollkommenheit befördern kann, angeleitet. In dieser Rücksicht sagt auch Cicero im ersten Buche über die menschlichen Pflichten im vierten Kapitel nach der Garvischen Uebersetzung: „Eine andre Eigenthümlichkeit des Menschen ist, daß eben diese Vernunft ihn vermittelst der Sprache zur Geselligkeit fähig macht und durch die Bedürfnisse des Lebens ihn zu derselben antreibt; daß sie ihm eine noch größere und länger daurende Neigung gegen die von ihm erzeugten Geschöpfe einflößt, als die Thiere haben; daß sie ihn geneigt macht, nicht nur das Daseyn und die Fortdauer aller gesellschaftlichen Verbindungen unter
Den

Denn wie es mir ausgemacht scheint; so hat die Natur schon uns alle zur Gesellschaft bestimmt, die desto
genauer

den Menschen zu wünschen; sondern auch selbst daran Theil zu nehmen; daß sie ihn deswegen antreibt, Unterhalt und Bequemlichkeiten herbeizuschaffen, nicht bloß für sich, sondern zugleich für seine Gattinn, seine Kinder, für alle, die ihm lieb oder seinem Schutze anvertraut sind. Und dies ist die erste Sorge, die die Thätigkeit der menschlichen Seele erweckt, und ihre Kraft spannt, sie zu größern Geschäften vorzubereiten.“ Diese Gedanken, daß die Natur selbst die verschiedenen und mannigfaltigen Arten der Verbindungen unter den Menschen gestiftet habe, führt er im sechzehnten, siebzehnten, achtzehnten Kapitel desselben ersten Buches weiter aus, wo er im siebzehnten Kapitel besonders in Absicht der freundschaftlichen Verbindungen, wozu gleichfalls in der Natur der menschlichen Vernunft die Grundlage enthalten ist, folgende vortrefliche Gedanken äußert. „Aber, sagt er, unter allen Banden, welche Menschen mit einander verknüpfen, ist keines edler, keines fester, als das, welches zwey verständige, rechtschaffene, in ihrer Denkungsart ähnliche Männer durch vertrauten Umgang zusammenhält. Der vornehmste Grund dieser Verbindung ist das, was uns bisher schon lange beschäftigt hat, die Tugend, oder die innre moralische Güte. Diese ist dazu gemacht, uns, wo wir sie nur finden, an sich zu ziehen, und unsre Hochachtung und Liebe für den zu gewinnen, welcher sie besitzt. Und obgleich jede Art der Tugend diese Wirkung äußert; so thut es doch Gerechtigkeit und Liebe am meisten. Wenn nun zu diesen an sich schätzbaren Eigenschaften der Seele, noch von beiden Seiten Aehnlichkeit des Temperaments, der Denkungsart, der Mei-

Mei-

genauer wies, je näher uns Jemand ist. Unsere Mitbürger stehn also in näherer Verbindung mit uns, als Auswärtige; Verwandte in näherer, als Fremde. Denn zur Freundschaft mit diesen hat die Natur schon selbst den Grund gelegt: doch ist dieses Band nicht fest genug. Denn die Freundschaft hat in der Absicht Vorzüge vor der Verwandtschaft, daß sich diese, nicht aber jene, ohne Zuneigung denken läßt. Denn fällt die Zuneigung weg, so fällt auch der Name Freundschaft, nicht aber der Name Verwandtschaft hinweg. Wie viel aber Freundschaft auf sich habe, kann man hauptsächlich daraus abnehmen, daß sie eine aus der unermesslichen Verbindung, die die Natur unter dem Menschengeschlecht knüpfte, so ins Kleine und Enge gezogene Sache ist, daß Liebe überhaupt nur zwey, oder doch nur wenige Personen verbindet.

Sechstes

Neigungen hinzukommt: so ist nichts, was die Zuneigung solcher Männer an Innigkeit, die Verbindung derselben an Festigkeit übertreffen sollte. Denn da sie einerley Endzweck, einerley Lieblingsbeschäftigungen haben: so muß jeder an dem Umgange des andern Vergnügen finden, als in dem Umgange eines zweyten Selbst. Und daraus entsteht das, was Pythagoras in der Freundschaft verlangt, daß aus zwey Personen nur eine wird.“ Diese beiden Stellen sind der schönste und beredteste Kommentar über die so wahre Behauptung, welche Cicero hier darstellt, daß die menschliche Natur selbst die Stifterin aller Arten von weitem und engem Verbindungen unter den Menschen sey.

Sechstes Kapitel.

Freundschaft s) ist nämlich nichts anders, als eine durchgängige, allgemeine Uebereinstimmung der Seelen,

6) Die Definition, die Cicero hier von der Freundschaft giebt, habe ich, in Absicht ihres Inhaltes schon in der Einleitung geprüft. Hier kommt es bloß darauf an, die Richtigkeit der Uebersetzung zu rechtfertigen. Nach den Worten des lateinischen Textes sagt Cicero eigentlich: die Freundschaft ist nichts anders, als eine Uebereinstimmung in göttlichen und menschlichen Dingen. Unter göttlichen Dingen verstanden die alten Philosophen und besonders Sokrates, der diesen Sprachgebrauch eigentlich in Gang gebracht hat, im Gegensatz von menschlichen Dingen, alles das, was nicht in der Willkühr des Menschen steht, alles das, wozu der Klügste und Weiseste durch seine Klugheit und Weisheit eben so wenig beitragen kann, als der Mensch von kurzfristigem Verstande, von eingeschränkter Denkkraft durch seine dürftigen, schwachen Maasregeln zu thun im Stande ist. Menschliche Dinge hießen dagegen jenen Weisen alle diejenigen, wobey der Mensch seine Thätigkeit wirksam zeigen, wobey er seine Körperkräfte und seine Geistesgaben anwenden muß, wenn sie für ihn einen glücklichen Erfolg haben sollen; kurz alles das, was bey einer Sache von der Willkühr des Menschen abhängt. Wir dürfen nur, um uns von der Richtigkeit dieser Erklärung zu überzeugen, die Aeußerungen des Sokrates über den Einfluß der Gottheit in die Unternehmungen des Menschen im ersten Kapitel der Denkwürdigkeiten des Sokrates vom Xenophon im Zusammenhange nachlesen, wo der weise Grieche zum Beyspiel zeigt, was bey

Seelen, mit Wohlwollen und herzlichster Liebe: vielleicht nach der Weisheit das größte Gut, das die unsterbs-

beym Ackerbau schlechterdings der Betriebsamkeit des Menschen überlassen sey, und was dabey allein von dem Einflusse und der Einwirkung der Gottheit abhänge; so werden wir das *divinus* (*δαίμωνιος*) und das *humanus* (*ἀνθρώπινος*) leicht erklären können. Alle Dinge der Welt können wir, diesem Gesichtspunkte der griechischen Weisen gemäß, wenn wir auf den Einfluß, den die Kraft des Menschen darauf haben kann oder nicht, Rücksicht nehmen, in göttliche, d. h. in solche, wozu er nichts und in menschliche, d. h. in solche, wozu er das Seinige beitragen kann und soll, eintheilen. Eine Uebereinstimmung also in göttlichen und menschlichen Dingen ist eine allgemeine oder eine Uebereinstimmung in allen nur denkbaren Dingen, mögen sie von der Willkühr des Menschen abhängen, oder nicht. — Daß diese Erklärung richtig sey, können wir aus zwey Parallelstellen unsers Schriftstellers beweisen. Die erste steht im siebzehnten Kapitel dieser Abhandlung gleich im Anfange, wo er sich über die Sphäre der Freundschaft, wie weit sie sich ausdehnen könne und solle, so ausdrückt: „Wenn Freunde eine geläuterte Denkungsart haben; so müssen sie sich alle ihre Angelegenheiten, Entwürfe und Wünsche mittheilen. Eben so giebt er im achtzehnten Kapitel als ein wesentliches Erforderniß eines Freundes die Eigenschaft an, daß auf ihn und auf seinen Freund einerley Dinge Eindruck machen müssen. Was er also in unsrer Stelle *res humanae et divinae* nennt, das heißt im siebzehnten Kapitel *omnes res, consilia et voluntates*, und im achtzehnten Kapitel *eaedem res*. Gleiche Verwandniß hat es mit der Definition, die er im *Socratico*

sterblichen Götter den Menschen schenkten. Doch ziehen einige ihr Reichthümer vor; andere Gesundheit; noch andere Macht; noch andere Ehrenämter; viele auch so gar die sinnlichen Ergößungen 7). Für das unvernünftige Thier gehört das letztere: die andern vorerwähnten Dinge sind hinfällig und ungewiß, und hängen nicht sowohl von unsern Entschliessungen, als von einer blinden Fügung des Schicksals ab. Diejenigen aber, welche Tugend als das höchste Gut annehmen, thun daran zwar gar nicht unrecht; allein Tugend eben ist die Mutter und die Stifterin der

kratischen Geiste von der Philosophie giebt, die er im zweyten Buche seiner Abhandlung über die menschlichen Pflichten im zweyten Kapitel als eine Wissenschaft von göttlichen und menschlichen Dingen und den Gründen, worauf sie sich stützen, erklärt.

7) Dies ist abermals eine von den nur halbwarhen Behauptungen einer übertriebenen Moral. Cicero, der nicht gern eine Gelegenheit unbenuzt läßt, wo er seinen Eifer und seine Abneigung gegen die Antipoden des stoischen Moralsystems zu erkennen geben kann, (man vergleiche das zwölfte Kapitel der Abhandlung über das Alter und die acht und zwanzigste Anmerkung) spricht hier ganz in dem Geiste des strengen Stoicismus, der die sinnliche Natur in der Menschheit ganz übersieht und nur die geistige Kraft derselben vor Augen hat. Da der Mensch ein vernünftiges Thier ist: so steht er als Thier eben so nothwendig unter Bedingungen der Sinnlichkeit, welche freilich dem Gesetze der Vernunft sich unterwerfen muß; wie er sich als Vernunftwesen, vermöge seiner Freyheit, selbst die Gesetze der Tugend und Würde vorschreibt.

der Freundschaft: und ohne Tugend kann Freundschaft schlechterdings nicht stattfinden. Doch wollen wir Tugend in dem gewöhnlichen Sinne, nach dem Sprachgebrauche des gemeinen Lebens nehmen: und sie nicht, wie einige Gelehrte thun, nach hochtönenden Phrasen bestimmen: sondern als Beispiele guter Männer solche, die man allgemein dafür gelten läßt, die Paullen, Katonen, Gallen, Sciplonen und Philen, aufführen. Mit Männern dieser Art ist das gemeine Leben zufrieden. Solche Männer aber, die man nirgends findet, wollen wir ganz weglassen. Unter solchen Männern nun gewährt die Freundschaft so große Vortheile, als ich kaum mit Worten auszudrücken vermag 8). Einmal wer kann ein wahres Leben

8) Ueber diese ganze Stelle von dem Nutzen, den die Freundschaft gewährt, verdient das ganze vierte Kapitel des zweyten Buchs der Denkwürdigkeiten des Sokrates vom Xenophon nachgelesen zu werden; wo Sokrates, zuerst die Sorglosigkeit der meisten Menschen in Absicht ihrer Freunde tadelt, da sie doch in Absicht der Beförderung ihrer häuslichen Vortheile so unermüdet zu seyn pflegten; da sie sich Heerden, Häuser, Aecker mit größter Anstrengung zu verschaffen suchten, und dann so fortfährt: „Mit welchem anderweitigen Besizthume man auch einen guten Freund vergleichen mag; so wird der Besiz desselben sich uns doch als vorzüglich darstellen! Denn welches Pferd, oder welches Lastthier ist so nützlich, als der nützliche Freund? welcher Sklave ist so gutdenkend und so treu? oder welches andre Besizthum ist so allgemein nützlich? Denn ein guter Freund unterstützt mit der ganzen Stärke seiner Kraft seinen Freund, mag

leben leben, um mit dem Ennius zu sprechen, der nicht auf die wechselseitige Freundesliebe, sich süßen kann? Was ist wohl süßer, als einen Vertrauten zu haben, dem man alle seine geheimsten Gedanken mittheilen kann? Was hätte das Glück sonst für einen hohen Werth für uns, wenn man nicht eine theilnehmende Seele fände, die sich mit uns gleich herzlich darüber freute? Unglücksfälle aber würden für uns höchstdrückend seyn, wenn nicht ein Anderer noch mehr darunter litte, als wir selbst. Kurz alle übrigen Dinge, wornach man strebt, sind meistens
nur

mag es ihm in seinen häuslichen Angelegenheiten oder in Dienstgeschäften irgend woran fehlen. Wo es auf die geschickte Beforgung einer Sache ankommt, da leiht er ihm seine Kraft; wo ihn eine Furcht erschüttert, da ist er sein Beystand: bald unterstützt er ihn mit seinem Vermögen; bald durch seine Mitwirkung; bald bringt er ihn durch sanfte Uebertredung, bald durch eine Art von Gewalt zu einem Entschlusse. Niemand freut sich so herzlich über sein Glück; Niemand unterstützt ihn so kräftig im Unglücke. Was der Freund mit seinen Händen zu schaffen vermag; wo sein Auge zuvor hindrang; was seine Ohren eher hörten; wo seine Füße vor ihm hineilten: die hierdurch gewonnenen Vortheile läßt er seinen Freund mitgenießen. Oft sogar unternimmt ein Freund dem andern zu Liebe dies und jenes, was er für sich selbst nie unternommen hätte; sieht, hört seinem Freunde zu Gefallen Dinge, die er für sich nicht gesehen und gehört hätte, und geht für ihn an Orte hin, wo er für sich selbst nicht hingegangen wäre. (Man vergleiche zu diesem letzten Gedanken die 28ste Anmerkung des 57sten §. gegenwärtiger Abhandlung.)

nur zu einzelnen Zwecken gut: Reichthümer; um sie anzuwenden: Einfluß bey andern; um Achtung zu erhalten: Ehrenstellen; um Ruhm zu erwerben: sinnliche Freuden; um seines Lebens froh zu werden: Gesundheit; um von Schmerzen frey zu seyn, und seine äußerlichen Geschäfte zu besorgen: die Freundschaft hingegen schließt eine Menge von Gütern in sich: überall ist sie unsere Begleiterin; kein Ort schließt sie aus: nirgends ist sie ungelegen, nirgends beschwerlich. Weder Feuer noch Wasser, um mit dem Sprüche worte zu reden, ist uns so unentbehrlich, als die Freundschaft. Doch rede ich ist nicht von der gewöhnlichen, oder von einer gewissen Mittelart von Freundschaft; (wiewohl auch diese ihr Angenehmes, und ihren Nutzen hat;) sondern von der wahren und ächten, dergleichen nur unter wenigen dadurch ausgezeichneten Menschen sich gefunden. Diese verschönert unser Glück, und erleichtert unser Unglück, weil es unter mehrere vertheilt und gemeinschaftlich getragen wird.

Siebentes Kapitel.

Unter den vielen und höchst wichtigen Vortheilen, die die Freundschaft gewährt, ist dieser unstreitig der allerwichtigste, daß sie uns frohe Aussichten in die Zukunft gewährt, und uns gegen Kleinmuth und Verzweiflung verwahrt. Denn in einem wahren Freunde erblickt man gleichsam sein zweytes Ich. Darum ist auch der abwesende Freund seinem Freunde
 üb. d. Freundsch. E de

de gegenwärtig; der dürftige hat Ueberfluß; der kraftlose hat Stärke, und — freylich eine kühne Behauptung! — der verstorbene ist noch am Leben: so groß ist die Ehre, so stark das Andenken und die Sehnsucht, welche die Freundschaft ihm weiht. Daher ist auch der Tod der Abgeschiedenen selig und das Leben der Zurückgebliebenen lobenswerth zu nennen; — Wollte man aus der Reihe der Dinge jedes Band, das die Zuneigung knüpft, hinwegnehmen; so könnte keine Familie, keine Stadt bestehen: nicht einmal der Landbau würde fortdauern. Kann man sich den starken Einfluß der Freundschaft und Harmonie ins menschliche Leben noch nicht deutlich genug denken; so können uns Feindschaften und Trennungen der Herzen näher davon belehren. Denn wo ist wohl ein Haus so fest; wo ein Staat so gegründet, daß sie nicht durch Ausbruch von Haß und von Uneinigkeit gänzlich vernichtet werden könnten? Hieraus läßt sich wohl abnehmen, welch ein großes Gut die

24 Freundschaft sey. Ein gewisser Gelehrter aus Agrigent soll in griechischen Liedern gesungen haben: daß alles, was in dem Weltall lebte und webte, durch das Band der Freundschaft zusammengehalten, durch Disharmonie aber aufgelöst würde. Die Wahrheit dieses Satzes sehen alle Sterbliche ein, und beweisen ihre Ueberzeugung mit der That. Wenn man daher Beispiele findet, wo ein Freund für den andern sich in Gefahren wagt, oder sie mit ihm theilt; wer erhebt solch eine That nicht mit den größten Lobsprüchen? Welch ein allgemeines Beyfallrufen erschallte nicht noch kürzlich von der ganzen Versammlung der Zuschauer bey einem neuen Stück meines

Gast:

Gastfreundes, des mir so lieben M. Vakubius, da
 der König in Ungewißheit war, welcher von den bei-
 den Personen der wahre Orest 9) wäre; weil Phylades,

9) Orestes der unglückliche Sohn des Argivischen Königs und Obergenerals im Trojanischen Kriege, Agamemnon und der buhlerischen Klytemnestra würde unfehlbar auch ein Opfer seiner unnatürlichen Mutter, die ihrem Buhlen Aegisth zu Liebe ihren Gemahl umgebracht hatte, geworden seyn; wenn ihn seine Schwester Elektra nicht heimlich an den Hof seines Oheims Strophios, nach Phoeis, geschafft hätte. Hier errichtete er mit des Königs Sohne, Phylades, die innigste Freundschaft. In seiner Gesellschaft begab er sich nach Argos, wo seine Mutter, durch eine falsche Freudenpost von dem Tode ihres Sohnes getäuscht, sich gerade mit dem Aegisth im Tempel befand, um den Göttern für diesen Tod ein Dankopfer zu bringen. Orest drang mit Soldaten in den Tempel ein, und ermordete seine Mutter mit ihrem Buhlen darin. Doch wurde er, nach vollbrachter That, von den Furien des bösen Gewissens verfolgt, die ihm nirgends Ruhe ließen. Voll Verzweiflung über diese traurige Lage geht er nach Delphi, um das Orakel zu fragen, wie er von seinen Quälen befreyt werden könne. Apoll sagte, das einzige Mittel, sich Ruhe zu verschaffen, wäre; daß er nach Tauris ginge und die dort vom Himmel gefallene Statue der Diana entwendete und nach Athen brächte. Sein Freund Phylades, der von ihm unzertrennlich war, begleitete ihn auch zu diesem gefährlichen Abentheuer. Nach einigen Erzählungen (denn bey mythologischen Darstellungen finden wir überhaupt große Verschiedenheiten, wie es grade jedem Dichter für seine Absichten am passendsten war,) vollbrachte er dies Waggestück

labes, um für seinen Freund zu sterben, sich für den Drest ausgab; der wahre Drest aber darauf bestand, er sey Drest. Alle standen auf und klatschten dieser bloßen Erdichtung ihren Beyfall zu: was würden sie erst bey einer wahren Begebenheit dieser Art gethan haben? Hier zeigte die Natur ihre eigenthümliche Gewalt; indem Menschen einer Handlung, wozu sie sich selbst nicht Kraft genug zutrauten, doch in der Person eines Andern ihren Beyfall schenkten. — So weit konnte ich meine Gedanken über die Freundschaft euch mittheilen. Sind dabey noch andere Punkte merkwürdig; (und ich zweifle nicht, daß es deren noch viele giebt;) so laßt sie euch, wenn ihr's für gut findet, von den Philosophen von Profession vortragen.

25 Fannius. Nein, wir wollen alles dies lieber von dir hören: wiewohl ich auch jene oft darum ersucht, und, wie ich nicht leugnen kann, ihre Vorträge mit Vergnügen angehört habe: du nimmst aber in deinem Vortrage einen ganz andern Gang.

Scävola. Du würdest um so mehr dies Urtheil fällen, mein Fannius; wenn du neulich in den Gärten des Selpio unsre Unterredung über den Staat mit angehört hättest: wie er da gegen die so ausgearbeitete Rede des Philus die Gerechtigkeit in Schuß nahm.

gestück glücklich; nach andern, die auch der Dichter Patruvius vor Augen gehabt haben muß, wurde er ertappt und sollte hingerichtet werden. Bey dieser Gelegenheit entstand dann der edle Wettstreit zwischen den beiden Freunden, da Pylades sich für den Drest ausgab, um für ihn zu sterben, Drest aber seinen unschuldigen Freund nicht für sich wollte sterben lassen.

Fannius. Wie leicht mußte es auch einem selbst so höchst gerechten Manne werden die Gerechtigkeit in Schutz zu nehmen?

Scävola. Ist's nicht eben so in Absicht der Freundschaft? wie leicht muß es dem Manne werden, darüber zu sprechen, dem die so pünktliche, feste, gewissenhafte Beobachtung ihrer Vorschriften den größten Ruhm erworben?

B. Giebt der Verfasser nun den Entstehungsgrund der Freundschaft an, im achten und neunten Kapitel.

1. Leugnet er, daß, wie mehrere behaupteten, Mangel und Schwäche des Menschen die Quelle der Freundschaft sey. Dagegen

2. zeigt er, daß Freundschaft bloß aus Zuneigung der Seele gegen eine Person entstehe, bey welcher man gute, edle Gesinnungen bemerke: denn man hege ja selbst gegen Männer von feindlichen Nationen, bey denen man eine edle Denkungsart wahrnehme, wohlwollende Gesinnungen. Diesen Gedanken verfolgt er noch bis ins neunte Kapitel, wo er außerdem mit mannichfaltigen Gründen und durch Folgerung ungereimter Sätze den Ungrund der ersten Meinung darzuthun sucht. Doch aber zeigt er;

3. wie nicht zu leugnen sey, daß Freunde sich vermöge ihres Triebes, einander überall gefällig zu seyn, die wichtigsten und vortheilhaftesten Dienste leisteten. Nur müsse man dieses als ein zufälliges Stück als eine bloße Folge der Freundschaft, nicht aber als einen wesentlichen Bestandtheil derselben ansehen. Wer dies letztere annehme, der setze offenbar die Würde und Erhabenheit dieses so edlen, in dem Innersten der menschlichen Seele liegenden Triebes herab, weil Freundschaft dann nichts als eine finanzartige Spekulation des Eigennuzes sey.

Achtes

Achtes Kapitel.

26 **Lilius.** Das heißt doch offenbar Gewalt an-
 thun. Denn was liegt daran, daß es Bitten sind,
 wodurch ihr mich zwingt? Zwang ist es und bleibt
 es. Denn sich dem sehnlichen Wunsche seiner Schwie-
 gersöhne, zumal bey einer so guten Sache, zu wi-
 dersehen, ist theils schwer, theils nicht einmal billig.

So oft ich also über die Freundschaft nachdachte,
 drang sich mir immer vorzüglich die Betrachtung
 auf, ob Schwäche und Mangel wohl zuerst den
 Wunsch nach Freundschaft in der Seele erregt habe:
 damit der eine durch Austauschung von gegenseitigen
 Dienstleistungen, das, wozu seine eignen Kräfte nicht
 hinreichten, von einem andern erhielte; und bey vor-
 kommendem Falle durch eine Gegengefälligkeit ihm er-
 wiederte: ob dies etwan ein wesentliches Stück der
 Freundschaft sey: aber sie hat wohl einen ältern, ed-
 lern und mehr natürlichen Ursprung. Denn Liebe
 (ein Wort, von dem in der lateinischen Sprache das
 Wort Freundschaft abstammt) knüpft vornemlich das
 Freundschaftsband. Den Genuß gewisser Vortheile
 hat man auch oft von solchen Personen, denen man
 nur eine erheuchelte Freundschaft und Achtung er-
 weist, und gegen die man seiner Verhältnisse wegen
 Dienstleister affectirt. Bey der Freundschaft aber fin-
 det keine Erdichtung, keine Verstellung statt; bey ihr
 27 ist lauter Wahrheit, lauter freye Regung. Die
 Freundschaft scheint mir also ihren Grund mehr in
 der Natur, als in dem Bedürfnisse; mehr in der
 Neigung der Seele zu einer Person, die mit einer ge-
 wissen

wissen

wissen Empfindung der Liebe verbunden ist, als in der Berechnung der Vorthelle, die man etwan davon erhalten könnte, zu haben. Die wahre Beschaffenheit der Sache kann man sogar bey einigen ¹⁰⁾ Thieren wahr:

10) Die alten Moralphilosophen schlugen, wenn sie die Anlagen, Kräfte und die moralische Bestimmung des Menschen erforschen wollten, außerdem, daß sie die Natur des Menschen an sich untersuchten, auch noch besonders den Weg der Vergleichung der menschlichen Natur mit der thierischen ein; wovon wir uns unter andern aus dem vierten Kapitel des ersten Buchs der Abhandlung des Cicero über die menschlichen Pflichten überzeugen können. (Die nähere Ausführung hiervon findet man in der Einleitung zu den Paradoxien.) Durch diese Vergleichung fanden sie theils die Verwandtschaft des Menschen mit den Thieren, theils seine Vorzüge: besonders entdeckten sie auch, ob gewisse Neigungen seiner Natur bloß und ursprünglich in seinem Wesen gegründet, oder ob sie aus gewissen erst durch die Gesellschaft und durch zufällige Bedürfnisse entstandenen Verhältnissen abgeleitet; ob sie lautere Naturtriebe, oder erkünstelte Zusätze und Modifikationen wären. In dem, was der Mensch mit den Thieren gemein hatte, entdeckten sie unleugbar die unverdorbene, ächte Naturkraft; wenn gleich die mit der Sinnlichkeit verbundene Vernunft in der Menschheit, den Herrn der sichtbaren Welt so deutlich durch Vollkommenheit jeder Anlage, jeder Kraft, und jedes Vermögens, und unendliche Perfektibilität so weit über die thierische Natur erhob. Auch Cicero glaubt die Behauptung derer, die den starken Trieb des Menschen nach freundschaftlicher Verbindung vielmehr aus den durch die Gesellschaft entstandenen Bedürfnissen als aus einem Urtriebe der mensch-

wahrnehmen; die ihre Zungen eine Zeitlang so innig lieben, und von diesen so innig wieder geliebt werden, daß

menschlichen Natur hergeleitet wissen wollten, nicht besser widerlegen und vernichten zu können, als wenn er sie auf die Kraft der Natur in der thierischen Schöpfung zurückwiese. Dadurch zeigte er zugleich die Richtigkeit der Behauptung jener Philosophen, daß, wenn der Mensch in seinen ersten ursprünglichen Zustand zurückkehren könnte, und also der Bedürfnisse, welche die Gesellschaft so mannichfaltig und in so hohem Grade erzeugt, entübrigt zu werden das Glück hätte, daß dann die Regungen der Freundschaft zugleich mit aus seinem Herzen verschwinden würden. Da nun Cicero sehr richtig bemerkt, daß der Trieb nach Geselligkeit ein Grundtrieb in der thierischen Natur überhaupt sey, der nur durch die Vernunft in der Menschheit modificirt und erhöht werde; so ist der Ungrund der Behauptung jener Philosophen entschieden dargethan. Noch dürfen wir die Bestimmtheit des Ausdrucks unsers Philosophen in dieser Stelle nicht übersehen, da er sagt, bey einigen Thieren: weil die Naturgeschichte uns lehrt, daß dieser Trieb theils vorzüglich stark nur bey dem weiblichen Geschlechte sich befinde, dagegen er bey dem männlichen in der Regel entweder schwächer oder gar nicht vorhanden ist, ja bey einigen Gattungen in diesem Geschlechte wohl gar der entgegengesetzte Trieb statt findet; theils aber wissen wir auch, daß diese natürliche Zuneigung zu den Jungen nicht bloß bey ganzen Gattungen, sondern sogar bey ganzen Klassen von Thieren fehlt. So finden wir ihn, zum Exempel, bey den Insekten und Fischen, ein Paar Gattungen abgerechnet, ganz und gar nicht, eben so wenig bey den Gewürmen. Bey den vierfüßigen Thieren finden wir

wie

daß man ohne Mühe den Naturtrieb bey ihnen wahrnimmt. Dies ist bey dem Menschen noch weit augenscheinlicher. Einmal, wenn man die Liebe bemerkt, die zwischen Eltern und Kindern statt findet; ein Band, das nur durch die schwärzeste Bosheit zerissen werden kann. Sodann, weil eine ähnliche Empfindung der Liebe entsteht, wenn wir eine Person antreffen, die in Absicht des Charakters und Naturrells mit uns harmonirt; weil wir nämlich an einer solchen gleichsam einen Strahl der Rechtschaffenheit und Tugend wahrzunehmen glauben. Denn nichts 28 ist liebenswürdiger als die Tugend: nichts erweckt so, wie sie, Liebe: denn um ihrer Tugend und edlen Denkungsart willen fühlen wir auch eine gewisse Liebe gegen Leute, die wir doch nie sahen. Wer könnte an einen Fabricius, an einen M. Curtius anders als mit Liebe und Wohlwollen denken, ungeachtet er diese Männer nie sahe? wem ist dagegen ein Tarquinius 11), wem

wir diesen Trieb der natürlichen Zärtlichkeit am stärksten; so wie überhaupt diese vollkommenern Thiere die meiste Aehnlichkeit mit den Menschen haben. Im Allgemeinen findet man den Trieb der Liebe für die Jungen bey allen denen Klassen von Geschöpfen, wo die Jungen der Hülfe der Alten bedürfen.

11) Lucius Tarquinius der Stolze oder Uebermüthige war durch die unnatürlichste Bosheit auf den römischen Thron gestiegen, indem er seinen alten Schwiegervater Servius Tullius mit Hülfe seiner schändlichen Gattin, und eines meuterischen Anhangs, den er sich in Rom gemacht hatte, der Herrschaft beraubte. Der alte, schwache Greis trat grade in die Kurie ein,

wem ein Sp. Cassius ¹²⁾, ein Sp. Melius nicht verhaftet? Zwen feindliche Generale machten uns die Ober-

ein, als der Bösewicht vom Throne herunter seine abscheulichen Absichten in einer Rede dem Senat mittheilte; da nun der alte Tullius sich ihm widersetzen wollte; so wurde er von dem frechen Jünglinge übermannt und gewaltsam ermordet. Die Wollust seines Sohnes Sextus, der die Gemahlin des Kollastinus, die Lucretia, geschändet hatte, stürzte den Vater von diesem usurpirten Thron herab und machte dem ganzen Königthum ein Ende. Junius Brutus benutzte nämlich diesen schrecklichen Vorfall, um den Haß gegen die Königswürde in allen Herzen zu entzünden, eine aristokratische Republik zu errichten, und den Tyrannen auf ewige Zeiten aus Rom zu verbannen; wohin ihn alle seine wiederholten und mannichfaltigen Bemühungen, durch Hülfe auswärtiger Nationen sich wieder in sein Reich einzudrängen, dens noch nicht zurückzubringen im Stande waren.

12) Spurius Cassius Biscellinus hatte sich in einem dreifachen Konsulat um das römische Reich, besonders durch glänzende Kriegesthaten, große Verdienste erworben. Doch war er mit der Ehre, die er durch die öftern Triumphe erhalten hatte, nicht zufrieden; sondern strebte vielmehr darnach, sich zum Tyrannen seines Vaterlandes aufzuwerfen. Hierzu glaubte er die beste Gelegenheit erhalten zu haben, als ihm der Senat einst volle Macht gab, den besiegten Nationen Friedensbedingungen vorzuschreiben. Diesen Wünschen gab er, um sie sich zu Freunden zu machen, den dritten Theil seiner von ihnen gemachten Eroberungen zurück, bewilligte ihnen den Titel Römischer Bürger und bewies sich gegen sie höchst leutselig. Einen andern

Oberherrschaft in Italien streitig; Pyrrhus 13) und Hannibal. Dem einen sind unsre Herzen, wegen seiner

dem Theil der eroberten Länderen vertheilte er unter die ärmern Römischen Bürger und brachte sogar den ersten Vorschlag von dem nachher so bekannten und durch die schrecklichsten Auftritte von Meutereyen, Blutvergießen und Bürgerkriegen berüchtigten Ucker-gesetze auf die Bahn; daß nämlich alle Länderen, die man ehemals den Feinden abgenommen hätte, und die sich igt in den Händen der Reichen befänden, aufs genaueste geschätzt und dann unter alle Bürger zu gleichen Theilen ausgetheilt werden sollten. Der Senat suchte Zeit zu gewinnen und nahm, um das aufgewiegelte Volk vor der Hand zu besänftigen, die Miene an, als wollte er ihnen ihr Gesuch bewilligen, und bemühte sich unterdessen, durch allerhand Mittel den Cassius bey allen Volksklassen verhaßt zu machen. Da die Senatoren die Zahl seiner Freunde genug vermindert zu haben glaubten, setzten sie ihm einen Tag an, um sich über sein Betragen zu verantworten. Man machte ihm den Vorwurf, daß er nach der unumschränkten Gewalt strebe; und da er sich nicht hinreichend rechtfertigen konnte, vielmehr sich bey dem Proceß sehr klein und unmännlich betrug: so wurde er zur Strafe für sein Attentat von dem tarpejischen Felsen herab gestürzt.

13) Hannibal, der berühmteste Feldherr der Karthagienenser brachte im zweyten Punischen Kriege den Römischen Staat seinem Untergang nahe, indem er, so bald Spanien von ihm unter Punische Botmäßigkeit gebracht war, über die Alpen nach Italien vordrang, dort viel siegreiche Schlachten lieferte und besonders in der Schlacht bey Cannä 50,000 Römer tödtete oder

seiner guten Denkungsart, eben nicht abgeneigt: den andern hingegen wird wegen seiner Grausamkeit unser Staat ewig hassen.

Neuntes Kapitel.

29 Vermag nun eine edle Denkungsart so viel, daß wir sie selbst in denen die wir nie sahen, ja — was

der gefangen nahm. Scipio Africanus setzte endlich, um ihn aus Italien, wo er so viele Jahre gewüthet hatte, hinwegzubringen, mit einer großen Armee nach Afrika über, und gewann mehrere Schlachten, wodurch die Karthaginenser sich genöthiget sahen, den Hannibal nach Hause zurückzurufen: doch vermochte er dem feurigen und klugen Jüngling nicht zu widerstehen, sondern wurde von ihm in einer mörderischen Hauptschlacht bey Zama überwunden. Wegen der undankbaren Gesinnungen seiner Mitbürger sahe er sich genöthiget, noch in seinem Alter, um nur den Römern nicht ausgeliefert zu werden, von einem Erdstrich zum andern zu wandern. So kam er an den Hof des Syrischen Königs Antiochus. Die Römer, gegen die er den König zum Krieg ermuntert hatte, drangen auf seine Auslieferung: dies bewog ihn, sich an den Hof des Bithynischen Königs Prusias zu begeben. Dieser wollte ihn, ungeachtet er ihn als Gastfreund in seinem Hause aufgenommen hatte, gegen das Gastfreundschaftsrecht, den Römern, die auf seine Auslieferung drangen, einhändigen: aber Hannibal kam ihnen zuvor, indem er das Gift nahm, das er für einen solchen Nothfall immer bey sich zu führen pflegte.

was noch mehr ist — sogar an einem Feinde lieben; was ist es Wunder, wenn in der menschlichen Seele, sobald wir Tugend und Seelengüte an solchen Personen wahrzunehmen glauben, mit denen wir in nähere Verbindung kommen können, Eindrücke hervor gebracht werden? Wiewohl freilich die Liebe noch mehr Stärke erhält, wenn uns unser Freund Gutes erweist; wenn wir seinen Dienstleister für uns wahrnehmen; und wenn ein näherer Umgang hinzukommt: wird durch alle diese Dinge jener erste Eindruck, jene erste Regung der Liebe gestärkt; so wird die Zuneigung zu demselben zu einem ganz außerordentlichen Grade der Größe entflammt: und meint jemand, diese Zuneigung aus Schwäche herleiten zu müssen, daß man nämlich Jemand habe, der unsere Wünsche erreichen helfe; der schreibt der Freundschaft einen in der That niedrigen, und, wenn ich den Ausdruck brauchen darf, sehr unedlen Ursprung zu; da er sie aus Mangel und Dürftigkeit erzeugt wissen will 14).

Vers

- 14) Wenn ich nicht sehr irre; so geht Cicero in seinen Schlüssen hier offenbar zu weit, und thut den Philosophen, die den Mangel als die Quelle der Freundschaft angeben, Unrecht, indem er eine Absurdität aus ihrem Satze folgert, die nicht in dem Satze selbst, sondern in seiner einseitigen Erklärung desselben liegt. — Diese Männer verbanden, wie ich glaube, mit ihrer Behauptung folgenden Sinn. — Wir sehen, daß der Mensch, wenn er auch noch so viel Güter, Kräfte und Vorzüge besitzt, doch nicht den mancherley Bedürfnissen, welche die Gewohnheit, der Stand, der Luxus, kurz die gesellschaftliche Verbindung unter den Menschen eingeführt hat, durch eigene Kraft Genüge

Verhielte sich die Sache wirklich so; dann würde jeder, je weniger er sich selbst vertraute, um so mehr auch

nütze thun könne: sondern daß er dazu der Beyhülfe anderer Menschen nöthig habe. Wie soll er diese aber geneigt machen, ihm zu seinen Wünschen behülflich zu seyn? Dies kann er, wenn es dabey bloß auf ihren guten Willen ankommt, auf keine andre Art, als wenn er durch irgend ein taugliches Mittel ihre Zuneigung gewinnt. Das tauglichste Mittel aber, anderer Herzen zu gewinnen ist, wenn man bey jeder Gelegenheit zu erkennen giebt, wie sehr man sich auch für ihr Bestes interessire. Je mehr ein solcher nun durch Gefälligkeiten, durch sein eifriges Bestreben, Andern recht viele, recht wichtige Dienste zu leisten, ihre Zuneigung gewinnt, desto mehr kann er darauf rechnen, daß sie bey jeder Gelegenheit aus Dankbarkeit, und wegen des Wunsches, noch mehr Gefälligkeiten von ihm zu erhalten, ihm in seinen Absichten, Wünschen und Unternehmungen beförderlich seyn werden. — Gesezt nun also, daß — nach dieser Art, zu schließen, das Bedürfniß der menschlichen Natur und unsre Eingeschränktheit, die auch der Begüterte und Reiche immer noch fühlbar genug erkennen wird, die Veranlassung freundschaftlicher Verbindungen wäre; so folgt doch darum noch nicht, daß Jemand, je weniger er sich im Stande besinde, durch eigene Kräfte sein eigenes oder fremdes Glück zu bewirken, um desto mehr zur Freundschaft geschickt sey: weil, wenn ich dergleichen eigennützigem Trieb als den Grund der Freundschaft unter den Menschen überhaupt annehme, dieser Egoismus auf Seiten des Wohlthäters eben sowohl, als auf Seiten des Empfängers statt findet. Wenn also der Wohlthäter durch das, was er giebt, nicht ähnliche, nicht eben so beträchtliche, wenigstens in

auch zur Freundschaft geschaffen seyn. Aber dies 30
trifft bey weitem nicht zu. Mein, je mehr Selbst-
vertrauen Jemand zu sich hat; je mehr er durch
Tugend und Weisheit sich so gesetzt hat, daß er kei-
nes Andern bedarf, und daß er alles das Seine in
sich selbst findet: um so mehr zeichnet er sich durch
Streben nach Freundschaft und durch treue Beobach-
tung ihrer Pflichten aus. Bedurfte denn Afrikan
etwan meiner Unterstützung? Mein, wahrlich nicht!
auch ich bedurfte der seinigen eben so wenig: nur Be-
wunderung seiner Vollkommenheiten war der Grund
meiner Liebe zu ihm; und vielleicht ein günstiges Vor-
urtheil von meinem Charakter war der Grund seiner
Liebe zu mir: diese Zuneigung wuchs dann durch nä-
hern

in seinen Augen eben so schätzbare Vortheile erwerben
kann, als er dem Empfänger durch seine Dienstleis-
tungen bewirkt; so wird er ganz und gar keine Nei-
gung fühlen, einem solchen Hülfbedürftigen seine
Unterstützung zu gewähren. Also folgt aus dem Satz
jener egoistischen Philosophen, die aus dem Mangel
und der Hülflosigkeit des Menschen den Ursprung
der Freundschaft herleiten, weiter nichts, als daß alle
dieserigen sich aussuchen und um freundschaftlichen
Umgang mit einander bewerben würden, die wegen
ähnlicher Umstände, oder wegen ähnlicher Verhältnisse
mit ziemlicher Gewißheit berechnen könnten, daß sie
ungefähr gleich viel für ihre Ausgabe wieder einneh-
men würden; und dann würde die Freundschaft —
wie es leider! gewöhnlich bey dieser, ihrer Bestim-
mung nach so edeln, durch Mißbrauch aber so herab-
gewürdigten, Verbindung der Fall ist! — freilich
weiter nichts als eine elende kaufmännische Spekula-
tion werden.

hern Umgang. Zwar erwiesen wir uns viele und beträchtliche Dienste: aber doch war nicht die Erwartung derselben der Grund unsrer freundschaftlichen Liebe 15). Denn so wie man wohlthätig und freigebig

15) Cicero schließt hier von der allgemeinen Anlage zur Edelmüthigkeit, die sich in der menschlichen Natur befindet, und vermöge der wir den lebendigen Trieb in uns fühlen, ohne Hinsicht auf Gewinn, jedem Hülfsbedürftigen nach unsern Kräften das zu gewähren, was er vorzüglich nöthig hat; auf die besondere Art von Edelmüthigkeit, die sich innig darüber freut, seinem Freunde bloß darum etwas Gutes zu erweisen, weil man sieht, daß er dieser Unterstützung bedarf; und daß ihm eine solche Hülfe schon an und für sich, besonders aber als Beweis einer freundschaftlichen Zuneigung, eine große Freude gewähren wird; bloß darum, weil diese Freudenstiftung für uns selbst der schönste Genuß ist. — Bey Menschen, die noch nicht durch üble Beyspiele, schlechte Gewohnheiten, und niedrige Grundsätze, die edlen Anlagen der Natur erstickt haben, ist jene allgemeine Erfahrung und dieser besondere Schluß aus jener allgemeinen Erfahrung vollkommen richtig. Eben so kann man den Satz des Cicero auf alle diejenigen anwenden, die sich durch gute praktische Grundsätze wiederum von der, freilich durch mancherley Umstände bewirkten, aber zur Betrübniß jedes Menschenfreundes so allgemein herrschenden, egoistischen Denkungsart entfernt und jener ursprünglichen Lauterkeit der unverdorbenen Natur wieder genähert haben. Wie richtig die alten Philosophen auch hier die Natur des Menschen beobachtet haben, kann man abermals aus dem Instinkte vieler Arten von Thieren abnehmen, indem

gebilgt ist; nicht deswegen, weil man auf Wiedervergeltung rechnet (dies hieße mit Wohlthaten Wucher treiben)

indem sie ihres Gleichen, wenn sie sie in Noth und Gefahr sehen, mit eigener Lebensgefahr zu helfen, und gegen jeden, der sie verletzen will, mit gemeinschaftlicher Kraft zu vertheidigen suchen: so wie sie auch mit vereinigter Stärke ihren Beleidiger angreifen und das Uebel, was einem oder wenigen unter ihnen widerfuhr, als gemeinschaftliche Schmach zu rächen suchen. Wie stark dieser Trieb ursprünglich im Menschen sey, sehen wir besonders bey Kindern, die, wenn sie Jemanden leiden sehen, nicht nur unwillkürlich, zumal wenn der Leidende selbst Thränen vergießt, in Klagen und Thränen ausbrechen, sondern auch alle nur mögliche Liebkosungen anwenden, um ihn zufrieden zu stellen; ja alles, was sie herbeyschaffen können, mit Freudigkeit herbeubringen, um seinem Elende nur einigermaßen abzuhelfen. Je mehr sich der Mensch aber denjenigen Jahren nähert, wo er sich ein Eigenthum erwirbt, je mehr und je länger er Beispiele des Eigennuzes, der Hartherzigkeit und Fühllosigkeit um sich sieht: desto mehr ist er in Gefahr, dieses zarte, sympathisirende Gefühl zu verlieren, und von der herrschenden Verderbtheit angesteckt zu werden; wenn ihm nicht die praktische Vernunft zu Hülfe kommt und durch edle Grundsätze dem erstirbenden Naturgeföhle wieder aufhilft. Eben so findet man auch bey allen denjenigen einzelnen Menschen sowohl als ganzen Gesellschaften und Ständen, die sich noch nicht durch erkünstelte Bedürfnisse und Luxus zu weit vom Naturstande entfernt haben, besonders also, zum Exempel, bey noch unkultivirten Nationen, oder in den mittlern und niedern Ständen kultivirter Nationen, wenn sie nämlich nicht unter

üb. d. Freundsch. §. 111. har.

dessen, der der Gegenstand ihrer Liebe wurde, zu erfreuen, und damit keiner in der Liebe gegen den andern zurückbleibe, und jeder mehr darauf denke, sich um den andern verdient zu machen, als Gegendienste zu erwarten. Ja so edel müssen Freunde mit einander wetteifern. Dann gewährt Freundschaft nicht nur die beträchtlichsten Vortheile: sondern auch ihr Ursprung aus der Natur erhält mehr Würde, und Wahrheit, als wenn sie aus Schwäche entstände. Denn wäre es nur der Nutzen, der das Freundschaftsband knüpfte; so würde eine Veränderung hierin es wieder zerreißen. Aber eben darum, weil die Natur unveränderlich ist; so ist auch wahre Freundschaft ewig. So wißt ihr denn nun den Ursprung der Freundschaft! und es hängt von euch ab, ob ich weiter fortfahren soll.

Fannius. O ja, fahre weiter fort, mein Lælius; denn da ich der ältere bin; so habe ich ein Recht für den Scävola mit zu antworten.

Scävola. Daran thust du ganz recht. Wir 33 wollen also dir weiter zuhören.

C. Trägt er nun seine Gedanken über den Bruch freundschaftlicher Verbindungen vor, im zehnten Kapitel bis zum 45sten S. des dreyzehnten.

Im zehnten Kapitel führet er mancherley mehr oder weniger wichtige Gründe an, wodurch Freundschaften nicht bloß abgebrochen; sondern sehr häufig die größten Feindschaften unter ehemaligen Freunden veranlaßt würden. Ein Hauptgrund, wodurch man auch zur Aufhebung aller freundschaft-

schastlichen Verbindung vorzüglich berechtigt sey, bestehe darin: wenn ein Freund dem andern Dinge zumuthe, die der andre, ohne Recht und Tugend zu verletzen, ihm nicht bewilligen könne. Dies veranlaßt ihn, im eilften und zwölften Kapitel ein Grundgesetz festzusetzen, wornach man bestimmen könne, wie weit man seine Forderungen in der Freundschaft gehen lassen, und wie weit man auf der andern Seite auch die Wünsche seiner Freunde befriedigen dürfe und müsse. Es ist folgendes: Man darf nur Dinge, die mit der Tugend bestehen können, von seinen Freunden fordern, und seinen Freunden bewilligen; was aber mit der sittlichen Würde des Menschen im Widerspruch steht, das darf man seinem Freunde eben so wenig zumuthen, als gewähren. Wäre man so unglücklich, die Freundschaft des andern wegen einer solchen edeln, nothwendigen Verweigerung zu verlieren; so könne man sich leicht mit dem Gedanken trösten: daß man der Tugend dieses kostbare Opfer gebracht habe. Diese Sätze erläutert und bestätigt er mit mehreren Beyspielen.

Zehntes Kapitel.

So vernehmt denn, edelste Männer, den Inhalt der sehr häufigen Unterredungen, die ich mit dem Scipio über die Freundschaft ehemals gehabt. Er hatte nämlich unter andern hlerüber die Meinung: es sey nichts schwerer, als daß Freundschaft bis an das Lebensziel fortbauerte. Denn oft träte der Fall ein, daß eine Sache nicht beiden zugleich nützlich wäre: oder daß sie in Ansehung ¹⁶⁾ der Angelegenheiten

16) Oft treffe es sich daß sie in Staatsangelegenheiten nicht einerley Meinung seyen, u. s. w. —

Cicero

halten des Staats nicht einerley Meinung wären :
auch der Charakter des Menschen, setzte er hinzu,
ver

Cicero hatte von der Wahrheit dieses Satzes im Großen die traurigsten Beweise in seinem aristokratisch-republikanischen Rom erlebt: denn die gewaltigen Staaterschütterungen der damaligen Zeit flossen größtentheils mit aus dieser Quelle, und die vorhergehende Geschichte Roms bestätigte ihm die Wahrheit dieses Satzes. Auch wir haben in unsern Tagen in einem benachbarten Staate die schrecklichsten Katastrophen aufs neue erlebt, die aus dieser unseligen Quelle vorzüglich mit herfließen: so wie dies überhaupt eins der Hauptübel ist, das den republikanischen Verfassungen über kurz oder lang den Um- gang droht, wenn nicht die ganze Regierungsform durch so- weise Kombinationen zusammengesetzt ist und alle Räder der großen Staatsmaschine so genau in einander eingreifen, daß selbst die mögliche Disharmonie zum Besten des Ganzen mitwirken muß, — wenigstens auf das Ganze des zusammengesetzten Staatsgebäudes nicht den geringsten nachtheiligen Einfluß haben darf. So viel lehrt die Geschichte aller Zeiten, daß selbst die vertrautesten Freunde gewöhnlich sehr bald, wenn sie an Staatsangelegenheiten Antheil nehmen, und bey irgend einer öffentlichen Veranlassung Verschiedenheit in ihren Grundsätzen bemerken, durch diese Disharmonie der Gesinnungen entzweit werden, wenn sie nicht beiderseits einen vorzüglich edlen und tugendhaften Charakter haben, vermöge dessen sie sich, so bald bey einer noch so verschiedenen Meynung über gewisse Dinge nur ihre wirkliche Tugend unverletzt bleibt; bey der verschiedensten Ansicht der äußern Gegenstände, mit Sanftmuth ertragen lernen: da es doch nun einmal nach der verschiedenen Aus-
bildung

veränderte sich oft, bald durch widrige Schicksale, bald durch das höhere Alter. Alles dies erläuterte er mit einer ganz ähnlichen Erscheinung in dem frühern Lebensalter; daß Knaben, die sich sonst recht innig geliebt hätten, zugleich mit dem Kinderrock ihre
 34 Liebe nicht selten ablegten. Und gesetzt auch, daß ihre Liebe bis in die Jünglingsjahre fortdauerte; so nähme sie doch oft dann ein Ende, wenn Rivalität bey Verheirathungen, oder bey sonst einem Vortheil, den nur einer von beiden erhalten könnte, ausbräche. Und

Bildung unsrer Seelen; nach dem verschiedenen Gange der Entwicklung unsrer Seelenkräfte; nach der Verschiedenheit der Gesichtspunkte, die man bey Aufsicht einer und eben derselben Sache nimmt, einer übrigens noch so großen Uebereinstimmung in den wesentlicheren Dingen unbeschadet, nicht gut möglich ist, daß selbst die vertrautesten Freunde einerley Urtheil über dieselben Dinge fällen, und gleiche Ueberzeugung von dem Werthe oder Unwerthe derselben, von ihrer Nutzbarkeit oder Schädlichkeit, von ihrem größern oder geringern Einflusse haben sollten. Thorheit, nicht zu entschuldigende Thorheit ist es gewiß, bey übrigens edlen Grundsätzen und reinen Gesinnungen, um solcher Nebendinge willen sich zu entzweyen, und den zum Gegenstande seines Hasses zu machen, der vermöge seiner Ansicht der Dinge und der Stufe der Bildung, worauf er steht, nicht so urtheilen kann, als ich — eine Thorheit, die Karl der Fünfte erst in seinem spätern Alter einsehen lernte und herzlich bereuete; er, der sich einst vorzüglich dadurch sein Leben verbittert hatte, daß er eine völlige Harmonie der Seelen in Dingen stiften wollte, bey denen, vermöge ihrer Natur, nie eine völlige Uebereinstimmung statt finden kann.

Und wenn auch die Freundschaft bey einigen noch länger fortbauerte; so erlitt sie doch oft durch Wettseifer bey Bewerbung um Ehrenstellen einen großen Abbruch. Denn nichts wäre für die Freundschaften verderblicher, als bey dem großen Haufen die Begierde nach Geld: bey edlern Seelen aber der 17) Wettseifer

17) Ueber diese hier angeführten Dinge, woben Eifersucht ausbrechen kann, und wodurch Freundschaften, wenn diese unglückliche Leidenschaft sich eingedrängt hat, getrennt und zerrissen werden können, sagt Sokrates bey Xenophon im sechsten Kapitel des zweyten Buches der Denkwürdigkeiten vom 17-28 S. treffliche Wahrheiten, deren Haupt Sinn auf folgenden Satz hinausgeht: daß edle Seelen, gesetzt es entsände auch Eifersucht, Unwillen, oder irgend ein Trieb in ihrer Seele, der bey Unedlen gemeinlich Feindschaft anzustiften pflegte; eben darum, weil sie eine edle Denkungsart hätten, diese Eifersucht oder diesen Unwillen oder solche Triebe nie zum Nachtheil ihrer Freundschaft in ihrem Innern unterhalten würden. Bey ihnen würde Eifersucht sich in edlen Wettseifer verwandeln, und jede Leidenschaft, die mit der Tugend verträglich wäre, würde sie zur Tugend entflammen; jeder Neid würde aber, als eine der Tugend unbedingt und gradezu widersprechende Leidenschaft, als eine gefährliche Krankheit der Seele, schlechterdings aus ihren Herzen verbannt seyn. Ueberhaupt würden solche edel denkende Personen sich fest von der Wahrheit überzeugen; daß sie alle guten und edlen Endzwecke, die sie haben könnten, viel besser und leichter in Verbindung mit gut denkenden Freunden, als allein und ohne Freunde ausführen könnten; denn es sey weit leichter mit einigen wenigen

eifer in Absicht der Ehre und des Ruhmes: und dies hätte oft unter den besten Freunden die größten Feindschaften veranlaßt. Denn große und mehrertheils gerechte Zwistigkeiten entstanden, wenn man seinen Freunden etwas Unrechtmäßiges zumuthete: daß sie Jemanden eine unedle Begierde befriedigen helfen, und ihn bey frevelhaften Unternehmungen unterstützen sollten. Wer dies verweigerte, thäte zwar ganz recht daran, doch machten die denen er hierin nicht gefällig seyn wollte, einem solchen den Vorwurf, daß er die Pflichten der Freundschaft aus den Augen setze: diejenigen aber, die alles ohne Unterschied von ihren Freunden verlangen könnten, gäben selbst durch dieses Verlangen zu erkennen, daß auch sie ihrem Freunde alles zu Gefallen thun würden. Durch dergleichen Klagen pflegten nicht nur alte Freundschaften ihr Ende zu erreichen, sondern überdem der Grund zu ewigem Haß gelegt zu werden. Dies alles wären gleichsam Klippen, woran die Freundschaft zu scheitern drohe: so daß, wer diesen allen entgehen wolle, nicht bloß Weisheit besitzen, sondern überdem noch durch ein günstiges Geschick unterstützt werden müsse.

Elftes

gen Gehülfen, die auf Erwiederung großer Dienste für ihre Gefälligkeiten nicht nothwendig rechneten, große Dinge auszurichten, als wenn man noch so viele unedle Menschen zu Gehülfen seiner Unternehmungen machte; weil man die unersättlichen Begierden solcher Personen nicht leicht befriedigen könnte.

Elftes Kapitel.

Wir wollen also, wenn es euch nicht zuwider 36
ist, vor allen Dingen die Frage beantworten, wie
weit die Liebe in Freundschaften gehen müsse. Durfs-
ten Koriolans 18) Freunde, wenn er dergleichen hat-
te,

18) Koriolanus ist der berühmte Römer, der ungeach-
tet seiner vielen Verdienste um sein Vaterland, durch
die Wuth des Volks und seiner Führer, der Volks-
tribunen, doch verbannet wurde; weil er sich den
übermüthigen Anmaßungen dieser Demagogen und
ihren Eingriffen in die Rechte des Senats mit Kühn-
heit und Festigkeit widersetzte. Er Ergab sich also zu
den benachbarten Volkern; beredete sie zum Kriege
gegen sein Vaterland; stellte sich an ihre Spitze und
brachte seine Vaterstadt nahe an den Rand des Un-
tergangs, indem er das ganze römische Gebiet ero-
bert hatte und nun die Stadt selbst mit einer Belage-
rung bedrohte. Bloß seiner Mutter Beturia, gegen
welche Koriolan jederzeit eine zärtliche Kindesliebe
gehegt hatte; die er, nach Plutarchs Erzählung, be-
sonders dadurch bewies, daß er alle große und edle
Thaten mit der Absicht unternahm, seiner Mutter da-
durch Freude zu machen; und seiner Gemahlin Vo-
luntia, die mit ihren beiden Kindern zu ihm kam,
um durch Bitten und Thränen das Herz des unerbitt-
lichen Siegers zu erweichen, hatten die Römer ihre
Rettung und die Abwendung des Unterganges ihrer
Stadt zu verdanken. Die Volker, die sich schon
für die Herren Roms hielten, mißbilligten seine
Schonung. Ihr König Tullus, der den Ruhm Ko-
riolans längst mit neidischen Augen ansah, benutzte
dies allgemeine Mißvergnügen, um ihn zu stürzen;
dies glückte ihm auch, denn er wurde bey seiner Rück-
kehr in einem Volksaufstande erschlagen.

te, sich mit ihm zur Bekriegung ihres Vaterlandes vereinigen? durften die Freunde eines Biscellin, eines Sp. Mälius diese Männer in ihrem Streben 37 nach der Oberherrschaft unterstützen 19). Tib. Grachus

19) Tib. Grachus, ein Zeitgenosse des jüngern Scipio African, sahe es, weil er eine jedle Denkungart hatte, mit großem Mißvergnügen an, wie der vornehmere Römer, dem alle Schätze des zerstörten Karthago und der ganzen vernichteten Karthaginiensischen Macht zugeflossen waren, in lasterhafter Ueppigkeit schwelgte, während der ärmere Theil der Bürger im tiefen Elende schmachtete. Um sich dieser großen, dem Kummer Preis gegebenen Volksmasse mit Nachdruck anzunehmen, bemühte er sich um das Volkstribunat. So bald er diese Würde erhalten hatte; erneuerte er das sogenannte Licinische Gesetz, kraft dessen Niemand mehr, als 500 Morgen Landes in Besitz haben sollte. Durch seine große Beredsamkeit setzte er dieses Gesetz auch durch, obgleich der Senat alles anwandte, um es zu hintertreiben, und den Grachus mit dem bittersten Hasse verfolgte. Diese Verfolgung der Patricier brachte ihm endlich auch den Untergang. Um die Zeit, da diese Sährungen in Rom waren, starb Attalus der König von Pergamus, und setzte in seinem Testamente das römische Volk zum Erben seiner Schätze und Länder ein. Diesen glücklichen Vorfall benutzte der Tribun für sein Lieblingsprojekt, dem armen Volke aufzuhelfen. Er drang darauf, man müßte dies geerbte Geld unter die ärmere Volksklasse vertheilen, damit diejenigen, welche sich wegen großer Armuth noch nicht die nöthigen Ackergeräthschaften hätten kaufen können, jetzt in den Stand gesetzt würden, diese unentbehrlichen Werkzeuge sich anzuschaffen. Die Patricier wendeten:

ten:

Grachus ward, wie wir erlebt haben, von dem Q. Tubero und andern seiner Freunde, bey seinen meutesrischen Absichten gegen den Staat verlassen. C. Blossius aber, aus Kumá, der Gastfreund deines Hauses, mein Scávola, kam, da mich grade die Konsuln Lánas und Rupillus zu Rath gezogen hatten, zu mir und bat um Vergebung, und entschuldigte sich damit, er habe von je her so viel auf den Trib. Grachus gehalten, daß er es für seine Pflicht angesehen hätte, ihn in allen seinen Wünschen zu unterstützen. Wie aber, warf ich ihm ein, wenn du hättest das Kapitol in Brand stecken sollen? So etwas, antwortete er, würde er nie von mir verlangt haben. — Wenn er es nun aber verlangt hätte? — Dann wäre ich ihm gefolgt. Ihr hört, welch eine frevelhafte Neußerung! Und in Wahrheit, er hielt Wort, oder vielmehr er ging noch weiter. Denn er folgte ihm nicht nur in seinen verwegenen Unternehmungen, son-

ten alle List, und die niedrigste Verläumdung an, um den Tribun dem Volke verhaßt zu machen, und diese Forderung zu hintertreiben. Es gelang ihnen endlich auch durch ihre Ränke, einen großen Theil des Volkes von dem Grachus abwendig zu machen. Dieser glückliche Erfolg ihrer unedlen Bemühungen machte einen patricischen Jüngling, Scipio Nasika, so dreist, daß er sich an die Spitze der patricischen Jünglinge und ihrer Klienten stellte, welche alle, mit Keulen bewaffnet, aufs Kapitolium drangen, wo Grachus grade eine Rede an das um ihn versammelte Volk hielt. Der Tribun, der ihrem wilden Angriff entfliehen wollte, wurde von einem gewissen Casturnius, der sein Kollege im Tribunat war und es mit den Patriciern hielt, erreicht und erschlagen.

sondern er stellte sich dabey an die Spitze: er zeigte sich bey der Maseren jenes Mannes nicht als Helfer, sondern als Anführer. Wegen dieses seines Wahnsinnes flüchtete er sich auch, weil ihn die neue Form der Untersuchung in Schrecken setzte, nach Asien, schlug sich auf die Seite der Feinde, und mußte dafür dem Staat schwer, aber gerecht, büßen. Es ist also eine elende Entschuldigung eines Frevels, wenn man sagt, man habe seinem Freunde dadurch einen Gefallen gethan. Denn da die Vermuthung von der Tugend unsers Freundes uns mit ihm freundschaftlich verband; so kann, wenn er der Tugend untreu wird, die Freundschaft ferner nicht gut bestehen.

- 38 Wenn wir es als einen Grundsatz bey der Freundschaft ansehen alle Wünsche unsrer Freunde zu erfüllen, und alles, was wir wünschen, von ihnen zu erlangen: so muß, wenn bey der Sache nichts Unrichtiges vorgehen soll, unsre Weisheit vollkommen seyn: aber wir reden hier von Freunden, wie wir sie vor uns haben, wie sie die tägliche Erfahrung uns aufstellt, oder von denen uns die Geschichte erzählt, oder wie sie im gewöhnlichen Leben anzutreffen sind. Von solchen müssen wir Beyspiele hernehmen: und zwar vorzüglich von denen, die sich der Weisheit am meisten näherten. Wir
- 39 wissen, (denn unsre Väter haben es uns erzählt;) daß M. Aemilius mit dem C. Aescinius in vertrauter Freundschaft lebte; daß sie zweymal zusammen Consuln, und auch in der Censorwürde Kollegen waren: auch wissen wir aus der Geschichte, daß M. Curtius und T. Coruncanius theils mit diesen Männern, theils auch unter einander in der vertrautesten Harmonie lebten. Man kann also nicht einmal auf den Gedan-

Gedan-

Gedanken fallen, daß einer von diesen Männern von seinem Freunde so etwas gefordert haben werde, was Gewissenhaftigkeit, Eid und Staat verlegt hätte. Doch wozu ist es nöthig, dies bey den genannten Männern auch nur zu erwähnen? und gesetzt, es hätte einer so etwas verlangt; so würde er es nicht erlangt haben; dazu waren diese Leute zu rechtschaffen. Es ist aber einerley Frevel, so etwas auf Bitte Anderer zu thun, oder Andere um so etwas zu bitten. Aber der Leitung des L. Grachus folgten C. Karbo, 20) C. Rato, und sein jüngster Bruder Cajus, der jetzt sich auch durch große Hefigkeit auszeichnet.

Zwölftes

20) C. Karbo und C. Rato waren eben so, wie die Grachen mit der Verderbtheit der Sitten, die unter den Vornehmen sehr überhand zu nehmen anfing, höchst unzufrieden, und machten deswegen mit diesen Männern gemeinschaftliche Sache. Karbo zeichnete sich vorzüglich, wie Cicero selbst von ihm rühmt, durch seine Beredsamkeit aus. Er war mit dem Tiberius Grachus Volkstribun und beide arbeiteten an Einem Plane. Bey seinem darauf folgenden Konsulat mußte er seine wahre Denkungsart verbergen, weil er sahe, daß der Geist der Römer schon zu sehr verdorben war, und daß nach dem Untergang des C. Grachus keiner mit ihm die Rechte des Volkes zu vertheidigen wagte. Er war vorzüglich gegen den jüngern Africanus aufgebracht; und bey dem schleunigen Tode dieses Mannes war in Rom die Vermuthung allgemein herrschend, Karbo habe ihn mit dem Grachus zur Nachtzeit erdrosselt. Als L. Crassus ihn

Zwölftes Kapitel.

40 Dieses Gesetz muß man also bey der Freundschaft festsetzen, daß man keine niedrige Dinge weder selbst verlange noch auf Andern Verlangen thue. Denn es ist eine schändliche, höchst unzulässige Entschuldigung, so wie bey jeder andern schlechten Handlung, so auch bey Staatsverbrechen; wenn man sagen will, man habe es seinem Freunde zu Gefallen gethan. Denn wir sind, mein Fannius und Scävola dahingekommen, daß wir auf lange Zeiten hin die künfftigen Schicksale unsers Staats ohne Mühe vorhersehen können. Denn unser Gang ist von dem Gleise und von der Bahn unsrer Vorfahren schon einigermaßen abgewichen. L. Grachus trachtete nach der Oberherrschaft im Staat, oder, um mich recht auszu-

41 drücken, war schon einige Monate Oberherr. Hatte das römische Volk je dergleichen gehört oder gesehen? In seine Fußstapfen traten nach seinem Tode seine Freunde und Verwandten; ihre Unternehmungen gegen den Scipio kann ich nicht ohne Thränen ausdrücken. Den Karbo nahmen wir, weil L. Grachus erst kurz vorher gebüßt hatte, auf alle mögliche Art in Schutz. Was ich aber von dem Tribunat des C. Gra-

ihn als Theilnehmer an den Grachischen Handeln vor Gericht ziehen wollte; so nahm er freywillig Gift, weil ihn die Denckungsart des Zeitalters genugsam davon überzeugte, daß für ihn keine Rettung zu erwarten sey.

C. Grachus 21) erwarte, mag ich nicht vorhersagen. Die Sache ist nun einmal in Bewegung: und im beschleunigten Falle eilen wir, da es dahin gekommen ist,

21) C. Grachus, ein Mann von noch größern Talenten und noch edlerer Denkungsart, als sein Bruder, war der letzte, der mit Unerschrockenheit alle Kräfte anstrebte, um sich des Volkes gegen die Bedrückungen seiner despotischen Aristokraten, anzunehmen. Er wurde zweymal hinter einander zum Volkstribun erwählt; denn er hatte sich bey den niedrigeren Klassen der Bürger die höchste Liebe erworben, weil er keine Anstrengungen und selbst die größten Gefahren nicht scheute, um sie gegen die drückende Obergewalt der Patricier zu schützen. Doch wendete auch gegen ihn der Senat die niedrigsten Kabalen an, um ihm diese Zuneigung des großen Haufens zu entreißen, und dann mit Sicherheit auf seinen Sturz hinzuarbeiten. Als er durch diese Intriguen in den Privatstand zurückgesetzt war; so gab der Senat dem Consul Opimius, seinem Todfeinde, durch die Formel „die Consuln möchten dahin sehen, daß das gemeine Wesen auf keine Art gefährdet würde,“ eine unumschränkte Gewalt und erklärte dadurch deutlich genug, daß es auf den Untergang des Grachus angesehen sey. Der gegen den Grachus erbitterte Opimius setzte auch seinen Verfolgungen nicht eher Gränzen, als bis er ihn durch seinen großen Anhang aus dem Wege geräumt hatte. Diesen Zweck konnte er um so leichter durchsetzen, da auf den Kopf des Grachus ein hoher Preis gesetzt war; denn sein Mörder Septimulejus erhielt, als er den Kopf des Hingerichteten dem Senat überlieferte, siebenzehn Pfund Gold zur Belohnung.

ist, dem Abgrunde des Verderbens zu. 22) Ihr
 seht aus den tabellarischen Gesetzen, in welchen Ver-
 fall

22) Bis auf das Jahr 604 hatte das Volk bey jeder
 Versammlung, wo es zum Stimmen zusammen beru-
 fen wurde; sowohl in den Comitien, wo es sich seine
 Obrigkeiten wählte, als bey den Gerichten, über
 Hauptverbrechen, wozu es bis auf das genannte Jahr,
 um seine Sentenz zu fällen, zusammen berufen zu
 werden pflegte; als auch endlich bey der Sanctioni-
 rung der Gesetze die von ihm abhing, seine Meynung
 und sein Gutachten beständig mit lauter Stimme zu
 erkennen gegeben. In diesem Jahre aber drang der
 Volkstribun Q. Gabinus darauf, daß das Volk in
 den Comitien seine Stimme vermittelst kleiner Täfel-
 chen (tabellae) geben sollte. Die Hauptabsicht bey
 diesem Gesetz ging dahin, daß jeder aus dem Volke
 bey so wichtigen Handlungen desto unbefangener und
 freymüthiger zu Werke gehen könnte, indem auf Viele
 die Furcht vor dieser oder jener mächtigen Person und
 ihrem Anhange bey dem lauten Stimmgaben, wider
 ihre wahre Ueberzeugung, einen starken Einfluß aus-
 fern konnte. Zwey Jahr darauf forderte der Volks-
 tribun L. Cassius Longinus dieselbe Freyheit für die
 Gerichtsitzungen. Beyde Gesetze gingen durch und
 erhielten den Namen von ihren Urhebern. Noch
 fehlte also diese Freyheit in den Versammlun-
 gen des Volks zur Genehmigung oder Verwer-
 fung der in Vorschlag gebrachten Gesetze. Aber
 auch diese wurde ihm im Jahr 622 von dem Volks-
 tribun C. Papirius Karbo ausgewirkt. Da man
 dem Volke die Sentenz über Hauptverbrechen ab-
 nahm, und ihm bloß noch das Endurtheil über verrä-
 therische Handlungen übrig ließ; so suchte der Tribun
 Cilius ihm wenigstens auch für dieses einzige ihm
 übrig

von dem Senate getrennt, und den Pöbel nach Willkühr über die wichtigsten Dinge entscheiden. Denn

der Patricier gesunken war, oder zu sinken anfing; wie sehr der Luxus, die Gelöbegerde, die Ehrsucht überhand nahmen; der wird die Graven, welche die Rechte des Volks gegen die Großen, ihrem Amte gemäß, in Schutz nehmen mußten, bey weitem nicht so verdammungswürdig finden, als unser Schriftsteller sie hier darstellt. Das Wichtigste hierüber habe ich schon oben, da ich von den Graven sprach, beygebracht. Hier setze ich nur noch folgendes hinzu. Wären die Väter des Volks noch das, was sie ihrem Namen nach seyn mußten; wären sie noch die ehrwürdige Versammlung gewesen, die Cincas zur Zeit des Samnitischen Krieges dem Pyrrhus so erhaben schilderte; hätten sie sich noch durch alle die großen Tugenden der Gerechtigkeit, Billigkeit, Herablassung, Frugalität u. s. w. ausgezeichnet, die in jenen denkwürdigen Zeiten der jungen Republik die ersten Männer des Staats schmückten: so würden sie nicht so viele Blößen gegeben; so würden die Graven, die als gesetzmäßige Obrigkeiten die Rechte des Volks gegen die Anmaßungen der Patricier zu vertheidigen hatten, nicht Gelegenheit gehabt haben, gegen den Stolz, den Geist der Bedrückung, der Bestechungssucht, der ausschweifenden Ueppigkeit und andere grobe Laster, zu kämpfen; es würde nie eine solche Erbitterung der Gemüther und ein so tödtlicher Haß zwischen den beiden Hauptständen eingewurzelt, und ihr Streit gegen einander nicht so folgenreich und erschütternd geworden seyn; nie wäre wahrscheinlich ein Despot aufgestanden, der das ganze höchst auffällige Staatsgebäude umgeworfen und eine dem endlich herrschend gewordenen Geiste des römischen Volkes angemessenere Ordnung der Dinge eingeführt hätte.

es werden mehrere lernen, wie man dergleichen Dinge anfangt, als wie man ihnen begegnen müsse. Warum führe ich dies an? darum, weil Niemand **43** ohne Hülfe Anderer, so etwas unternimmt. Man muß daher gutdenkenden Personen die Regel geben, daß sie nie, wenn sie etwan zufällig in dergleichen Verbindungen gerathen sind, sich vorstellen, als ob sie an ihre Freunde so unauflöslich gefesselt wären, daß sie selbst dann, wenn diese sich große Frevel zu Schulden kommen ließen, von ihnen sich nicht trennen dürften: unedeldenkende Menschen aber muß man durch Strafen schrecken; und diese müssen dann eben so geschärft für diejenigen seyn, die sich zu Schandthaten verführen lassen, als für die Verführer selbst. Wer zeichnete sich in Griechenland so durch Ruhm, wer so durch Macht aus, als Themistokles? Aber als dieser Held, der im persischen Kriege Griechenland von der Sklaverey gerettet hatte, in der Folge aus Eifersucht gegen seine Verdienste aus seinem Vaterlande verbannet wurde; so konnte er dieses Unrecht seines un dankbaren Vaterlandes nicht verschmerzen, welches er doch billig hätte verschmerzen sollen. Was Koriolan zwanzig Jahre vorher bey uns that, das that jener damals. Aber diese Männer fanden keinen Gehülfen gegen ihr Vaterland; eben deswegen zogen sich beide ihren Tod zu. Darum darf auch eine solche Vereinigung schlechtdenkender Menschen nicht nur unter dem Vorwande der Freundschaft keinen Schutz finden; sondern muß vielmehr auf das strengste bestraft werden, damit Niemand sich vorstelle, es sey ihm erlaubt, seinem Freunde, selbst in einen Krieg gegen das Vaterland zu folgen. Denn dahin möchte

es einst, nach dem jetzigen Gange der Dinge zu schliessen, wohl noch kommen. Mir aber liegt der Staat selbst in Absicht seines Zustandes nach meinem Tode eben so sehr, als in Absicht seiner gegenwärtigen Verfassung, am Herzen.

Dreyzehntes Kapitel.

44 Dies also stelle man als Grundgesetz in der Freundschaft auf; daß man von seinen Freunden nur anständige Dinge erwarte, seinen Freunden nur anständige Dinge zu Gefallen thue: und dazu nicht erst sich auffordern lasse; sondern für seine Freunde immer eifrig sey, nie zögere; mit Freymüthigkeit aber guten Rath gern gebe; daß der gute Rath eines wohlmeinenden Freundes in der Freundschaft ein entscheidendes Gewicht habe: und der Freund sein Ansehen geltend mache, um seinem Freunde nicht nur ohne Rückhalt, sondern nach Beschaffenheit der Umstände auch selbst mit Nachdruck, seine Meinung zu sagen; wornach sich denn der andere auch richten muß.

D. Widerlegt unser Philosoph Hauptvorurtheile, die in Absicht der Freundschaft herrschend sind, nämlich

1. daß man sich in keine zu engen Freundschaften einlassen müsse, weil jeder mit sich selbst so viel zu thun habe, daß er sich nicht noch die Bürde auflegen dürfe, auch für Andere Sorgen zu übernehmen.
2. Daß man bloß nach seinen Vortheilen die Wahl seiner Freunde bestimmen müsse.

Gegen

Gegen diese Vorurtheile streitet er im 13—15ten Kapitel zu Ende.

Im dreyzehnten Kapitel eifert er gegen das erste Vorurtheil. Man müsse, sagt er, wenn man ein unthätiges Leben als sein höchstes Gut ansähe, und, um demselben desto ungestörter nachzuhängen, keine Freundschaften schließen wolle, auch auf Tugend Verzicht thun; weil alle Arten von Tugenden mit Mühe und Anstrengung und mit Kampf gegen das entgegenstehende Laster verbunden sind.

Im vierzehnten und funfzehnten Kapitel sucht er das zweyte Vorurtheil zu widerlegen; indem er theils aus der Natur der Sache zeigt, daß die Entstehungsart der Freundschaft, wenn nämlich eine gutgeartete Seele eine andere ihr ähnliche findet, schon deutlich genug zeige, daß Vortheile nie Freundschaften zu stiften vermögend sind: wiewohl nicht zu leugnen sey, daß die Liebe, die sich dadurch wirksam zeige, wenn Freunde sich in allen Angelegenheiten ihres Lebens unterstützen, das Band der Freundschaft immer fester knüpfe. Aber, setzt er im funfzehnten Kapitel hinzu; das Lächerliche dieses Vorurtheils erhellet noch mehr daraus, wenn man bedenkt, daß Freundschaft ein weit größeres Gut sey, als alle irdischen Güter und Schätze: denn wenn zwischen diesen beyden Arten eine Wahl getroffen werden sollte; so würde ein Mensch von guter Denkungsart lieber alle Schätze fahren lassen, als auf Freundschaft Verzicht thun. In dieser Hinsicht schildert er das traurige Leben solcher Menschen, die bey dem größten Ueberfluß an irdischen Gütern, doch keinen wohlmeynenden Freund hätten. Auch sey es eine traurige Bemerkung, die man so oft zu machen Gelegenheit habe, daß auf der einen Seite Leute, die viel Güter und Schätze hätten, keinen Freund zu haben pflegten; auf der andern Seite aber, daß diejenigen, welche ehemals arm gewesen wären und in ihrer Armuth Freunde gehabt hätten; alsdann, wenn sie zu Reichthümern gelangten, durch die Reich-

Reichthümer so aufgeblähet würden, daß sie alle ihre ehemaligen Freunde durch ihren unerträglichen Stolz von sich entfernten.

Beschluß des dreyzehnten Kapitels.

- 45 Einige, die ich von Griechenland als Weise preisen höre, sind nach meiner Meinung auf höchst seltsame Einfälle gekommen. Doch woran übten diese Männer nicht ihre Spitzfindigkeit? Einige von ihnen verwerfen die zu vielen Freundschaften aus dem Grunde, damit nicht Ein Mensch sich für Mehrere in Kummer und Sorgen versehen dürfe: Jeder habe ja genug und überflüssig mit sich selbst zu thun: sich in fremde Angelegenheiten zu sehr verwickeln, sey eine höchst lästige Sache: es sey die größte Bequemlichkeit dabei, wenn man die Zügel der Freundschaft so lose, als möglich, halte, um sie, wie man wolle, anzuziehen oder nachlassen zu können. Ein sorgenfreyes Gemüth sey ein Haupterforderniß zu einem glücklichen Leben, und dieses könne derjenige doch nicht genießen, der sich für viele Andere gleichsam zerarbeiten müsse.
- 46 Andere sollen in Absicht der Freundschaft noch weit unedlere Gedanken äußern: (und diesen habe ich kurz vorher schon meine Gründe ganz in der Kürze entgegengesetzt) Freundschaften müsse man nicht aus Wohlwollen und Liebe, sondern seiner Sicherheit und Hülfe wegen schließen. Darum trachte jeder auch um so mehr, nach freundschaftlichen Verbindungen, je weniger Kraft und Stärke er in sich selbst finde. Dies sey der Grund, daß schwache Weiber mehr,

mehr, als Männer, durch Freundschaften sich sicher zu setzen suchten: eben so dürftige Personen mehr als begüterte: die im Elende lebten, mehr, als die, welche man in die Klasse der Glücklichen setzte. O der herrlichen Weisheit! Das heißt doch wohl der Welt das Sonnenlicht entreißen wollen, wenn man dem menschlichen Leben die Freundschaft entreißen will; dies höchste und erfreulichste Geschenk der unsterblichen Götter! Was hat es denn für eine Bewandniß mit jener Sorgensfreiheit? Ihre Außenseite ist freilich sehr gefällig; aber in der That werden wir sie häufig aufopfern müssen. Denn es streitet wider die Vernunft, eine edle Sache oder Handlung, bloß um nur dem Kummer und der Sorge auszuweichen, ents weder gar nicht übernehmen, oder wieder aufgeben zu wollen. Suchen wir jede Anstrengung zu vermeiden; so müssen wir auch die Tugend vermeiden; denn auch sie kann nicht ohne Anstrengung das entgegengesetzte Laster verachten und verabscheuen: wie Herzengüte zum Exempel die Bosheit, Selbstbeherrschung die freche Lust, Tapferkeit die Feigheit. Daher findet man auch, daß der Gerechte am meisten durch Ungerechtigkeiten; der Tapfere am meisten durch Handlungen der Schwäche, der Sittsame am meisten durch Frechheiten sich gekränkt fühlt. Es ist also eine wesentliche Eigenschaft einer edeln Seele, daß sie sich am Guten ergötzt, durchs Gegentheil aber betrübt wird 24). Wenn daher die Seele des Weisen Schmerz

24) Hier hat der eklektische Philosoph die Strenge des stoischen Systems — und zwar mit Recht — gemildert. Er streitet hier gegen die so bekannte stoische Apathie

schmerzhafter Regungen fähig ist, (und sie ist ihrer gewiß fähig, man müßte denn glauben, daß Weisheit alle

Apathie (Schmerzenlosigkeit) des Weisen, wovon einige merkwürdige Männer dieser Schule, zum Beispiel, Epiktet, so heroische Beweise gegeben haben. Der vollkommen Tugendhafte oder der Weise des Zeno kannte seinem System nach keinen andern Freuden genuss, keine andere Glückseligkeit, als die Tugend; kein anderes Elend als den Mangel derselben, oder die Unmoralität der Gesinnungen und Handlungen. Alles übrige sahe er entweder für völlig gleichgültig oder doch wenigstens für höchst unbedeutend an. Unbedeutende Dinge aber, setzten sie hinzu, können einem verständigen Mann eben so wenig Freude als Schmerz und Mißvergnügen verursachen. Alle Affekten sollten also, ihrem System nach, mit allen nur denkbaren Modifikationen und Graden von Lust und Unlust, aus der Seele des Weisen entfernt seyn. In seiner Seele sollte beständig die heitere Ruhe herrschen, die eben so weit von einer übermäßigen Freude, als von einer kleinmüthigen Verzagttheit entfernt, sich selbst bey allen Auftritten des Lebens völlig gleich ist. Jeder, der richtige Begriffe von der Natur des Menschen hat, erkennt das Unnatürliche und Ausschweifende dieser Forderung und sieht, daß auch hierin die falschen Principien des Systems unverkennbar zu bemerken sind. — Von dem Menschen fordern, daß er gar keine Leidenschaften habe; heißt von ihm fordern, daß er aufhöre, ein Mensch zu seyn: von dem Menschen hingegen verlangen daß er die Leidenschaften, die ihm der Schöpfer aus weisen Absichten gab, überall der Vernunft unterwerfe; heißt ihm die edelste, erhabenste Borschrift geben, deren pünktliche Befolgung die wahre menschliche Tugend ausmacht.

alle menschliche Empfindung ersticke;) was sollte uns denn bewegen, die Freundschaft aus der Welt zu verbannen, um nur einige Widrigkeiten ihrentwegen nicht tragen zu dürfen? Denn nimmt man dem Menschen seine Empfindung, wodurch unterscheidet er sich dann noch, ich will nicht einmal sagen, von dem Thiere, sondern von einem Stein, oder Strunk, oder sonst etwas dem ähnlichem? denn alle die verdienen kein Gehör, welche die Tugend hart und gleichsam felsenartig haben wollen: da Tugend doch, wie in so viel andern Fällen, so auch bey der Freundschaft, so zart und empfindsam ist, daß sich das Herz des Freundes, beym Glücke seines Freundes, gleichsam erweitert, und bey seinem Unglück vor Trauren verengt. Jenes Schmerzengesicht also, das wir uns um unsers Freundes willen oft müssen gefallen lassen, ist kein hinreichender Grund, die Freundschaft aus der Welt zu verbannen; eben so wenig wie man die Tugenden darum, weil sie mit einigen Sorgen und Beschwerden verknüpft sind, aufgeben darf.

Bierzehntes Kapitel.

Da aber, wie ich oben festgesetzt habe, Freundschaft dann entsteht, wenn man bey Jemanden offenbare Spuren von Tugend Sinn wahrnimmt; womit eine gleich denkende Seele sich vereinigen und verschwistern kann; so muß in einem solchen Falle nothwendig Liebe hervorgebracht werden. Denn was ist wohl unvernünftiger, als sich an so vielen nichtigen Dingen,

Dingen, an Ehre, an Ruhm, an schönen Gebäuden, und an dem, was dem Körper Bedeckung und Pflege gewährt, zu ergötzen: aber an einer Seele, die mit Tugend geschmückt ist, an einer Seele, die für uns Liebe fühlen und uns Liebe erwidern kann, sich nicht eben so sehr zu ergötzen? da doch nichts so angenehm ist, als Erwidierung der Zuneigung, als wechselseitige Beeiferung, einander zu dienen, und sich
 50 gefällig zu seyn. Sehen wir noch den Umstand hinzu, den man mit Recht hinzusetzen kann, daß keine anziehende Kraft in der Welt mit der anziehenden Kraft der Sittenähnlichkeit bey der Freundschaft zu vergleichen sey: so wird man diese Folge als wahr einräumen müssen, daß gutdenkende Menschen einander lieb gewinnen, und daß die durch Naturverwandtschaft vereinten Seelen sich gleichsam wechselseitig anziehen. Denn in der Natur zieht, ja reißt alles, daß ihm Aehnliche an sich. Es ist also, mein Fannius und mein Scävola (wie ich glaube) eine ausgemachte Sache, daß die Zuneigung edeldenkender Seelen zu einander gleichsam nach Naturgesetzen erfolge: diesen Urquell der Freundschaft hat die Natur gegraben. Aber diese Charaktergüte erstreckt sich auch über den großen Haufen. 25). Denn die Tugend ist nicht unfreund:

25) Hier schließt unser Philosoph aus der moralischen Güte, deren die menschliche Natur als solche fähig, und die folglich nicht bloß einzelnen Menschen, auch nicht bloß gewissen Arten und Ständen der Gesellschaft eigenthümlich ist, auf die Ualage der menschlichen Natur zur Freundschaft. — Zweyerley scheint mir bey dieser Stelle bemerkenswerth: zuerst, daß diese

freundlich, nicht karg in ihren Mittheilungen, nicht eine Menschenverächterin: nein, selbst ganze Völker pflegt sie in Schuß zu nehmen, und für ihr Bestes liebreich zu sorgen: und wahrlich, dies thäte sie nicht, wenn sie nicht auch für den großen Haufen Zärtlichkeit hätte. Nach meiner Meinung also vernichten 51 diejenigen, die sich den Nutzen als die Ursach freundschaftlicher Verbindungen denken, das liebenswürdigste Band der Freundschaft. Denn nicht sowohl der Nutzen, den ein Freund uns stiftete, als die Liebe eines Freundes selbst, ist das was uns Freude gewährt: und eben dann ergößen uns die Dienste die ein Freund uns leistet, wenn wir dabei seinen Dienst-eifer für uns wahrnehmen: und weit gefehlt, daß
Man

diese Stelle gleichsam der einzige Seitenblick ist, womit unser Schriftsteller, der bey allen seinen moralischen Abhandlungen nur immer die höhern Stände der Gesellschaft im Auge hat, nur im Vorbeygehn auf die übrigen Stände des Lebens einige Rücksicht nimmt — welches unleugbar ein Hauptfehler in der Behandlungsart ist, da die Moralphilosophie ein Resultat der menschlichen Natur ist, und folglich jede in dieses Fach einschlagende Abhandlung auf die gesammte Menschheit Rücksicht nehmen muß. Sodann finde ich auch dies merkwürdig, daß Cicero auch hier, so wie — die Definition der Freundschaft ausgenommen — fast überall in der ganzen Abhandlung, die Freundschaft auf Tugend baut und aus Tugend herleitet. Wie fehlerhaft also die obige Definition von der Freundschaft sey, sieht jeder, welcher weiß, daß jeder Begriff, den man logisch von einer Sache geben will, ausschließend die wesentlichen Merkmale der Sache, die definirt werden soll, enthalten müsse.

Mangel den Wunsch nach Freundschaften erweckte; vielmehr sind grade diejenigen, die wegen ihres Einflusses bey andern, wegen ihres Vermögens, und besonders ihrer Tugend wegen — dieser Haupthilfsquelle für den Menschen — am wenigsten fremder Hülfe bedürfen, die freygebigsten und dienstfertigsten. Auch weiß ich nicht, ob es wohl gut seyn würde, wenn ein Freund in keinem Fall der Unterstützung seines Freundes bedürfte. Denn wie hätte sich sonst meine Zärtlichkeit so in ihrer ganzen Größe offenbaren können, wenn Scipio meiner Hülfe nie; so wenig zu Hause, als im Felde, bedurft hätte? Folglich entsprang die Freundschaft nicht aus dem Nutzen, sondern der Nutzen entsprang aus unsrer Freundschaft.

Fünfzehntes Kapitel.

52 Auf die Reden der Wüstlinge darf man also gar nicht hören, wenn sie über die Freundschaft urtheilen, die sie eben so wenig ²⁶⁾ aus Erfahrung, als durch

26) Unser Moralist giebt hier einen doppelten Weg an, wie man zu richtigen Begriffen von der Freundschaft gelangen könne:

1. Den empirischen, wo man aus den Freundschaftsäußerungen der edelsten Menschen sich die Pflichten und Rechte der Freundschaft abstrahirt.

2. Den Weg der Spekulation, wo man von oben her aus dem richtig festgestellten Begriff von der Freundschaft auf ihre nothwendigen Aeußerungen im prakti-

durch Nachdenkelt kennen. Denn wer möchte wohl, bey allem, was heilig ist! die Bedingung eingehen, Niemand zu lieben und von Niemand geliebt zu werden; dagegen aber alles mögliche zu besitzen, und in einem Ueberfluß aller Dinge zu leben? Dies ist das Leben der Tyrannen, worin freilich keine Treue, keine

praktischen Leben schließt; wo man also auf ihre Pflichten und Rechte vermöge richtiger Vernunftsätze kommt. Es ist sehr gut, wenn man auch hier, wie bey andern wichtigen Gegenständen der Erkenntniß, beide Methoden mit einander verbindet, um auf der einen Seite durch die Spekulationen der Vernunft das reine vollendete Ideal der auf Tugend gebauten Freundschaft zu erhalten, und um zugleich auf der andern Seite nicht Gefahr zu laufen, über seinen Spekulationen die wirkliche Welt aus den Augen zu verlieren; indem man die Erfahrung fleißig zu Rath zieht, in wie weit man das durch die reine Vernunft aufgestellte Ideal in der Reihe der Wirklichkeiten realisiert finde oder nicht. Dadurch erhält man, außer mehreren andern schätzbaren Vortheilen, auch den, daß man sieht, auf welcher Seite es den Menschen vorzüglich fehle, und wie man sie am besten und glücklichsten verbessern könne und müsse. — Uebrigens ist es eben sowohl der Erfahrung als der Vernunftkenntniß gemäß, daß derjenige Mensch, der bloß für sinnliche Genüsse lebt, eben darum für die Freundschaft ganz untauglich ist; weil er die Tugend, als ihre Grundlage, nicht kennt und nicht achtet; weil seine kalte Seele bloß eigennütziger Spekulationen fähig ist und also das, was er Freundschaft nennt, nichts weiter, als eine kalte Berechnung seiner Vortheile ist, die mit der Tugend auch nicht in der entferntesten Verbindung steht.

Zärtlichkeit, keine Rechnung auf fortwährendes Wohlwollen statt finden kann: wo Alles immer verdächtig ist, Alles Besorgnisse verursacht; und Freundschaft
 53 durchaus nicht statt findet. Denn wie könnte man eine Person lieben, die man selbst fürchtet, oder von der man sich gefürchtet glaubt. Doch erweist man dergleichen Personen, wiewohl nur auf eine Zeitlang, eine erheuchelte Achtung. Fallen aber solche Personen, wie gewöhnlich geschieht; so zeigt sich, wie arm sie an Freunden waren. So erzählt man vom Tarquin: er habe in seiner Verbannung ausgerufen: nun sähe er es wohl, da er es keinen von beiden mehr vergelten könnte, wer sein wahrer Freund gewesen sey, und wer nur Freundschaft geheuchelt habe.
 54 Doch wundere ich mich, wie der Mann bey seinem Uebermuth und seiner Hestigkeit irgend einen Freund haben konnte. Und so wie die Denkungsart des eben genannten Mannes nicht dazu tauglich war, ihm wahre Freunde zu verschaffen; eben so ist die Größe vieler übermächtigen Personen ein Hinderniß treuer Freundschaften. Denn die Glücksgöttin ist nicht nur selbst blind; sondern sie macht auch mehrertheils diejenigen blind, denen sie ihre Gunsterweisungen schenkt. Solche Personen sehen von ihrer Höhe auf Andere mit Verachtung und Wegwerfung herab: kurz es läßt sich nichts unerträglicheres denken, als einen beglückten Thoren. Auch die Bemerkung läßt sich machen, daß Personen, die in ihrem Betragen sonst ganz umgänglich waren, durch Herrschaft, Gewalt, und Glück ganz umgeschaffen werden; daß sie ihre alten Freunde verachten und sich um neue
 55 bewerben. läßt sich aber wohl eine größere Thorheit denken,

denken, als die; 27) Daß Leute, welche viel Reichthümer, Vermögen und einen großen Einfluß haben, sich alles übrige, was man für Geld erhalten kann, anschaffen; Pferde, Domestiken, prächtige Kleider, kostbares Hausgeräth; und daß sie dabei, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, das köstlichste und schönste Geräth des Lebens, ich meine gute Freunde, anzuschaffen vergessen? zumal, da sie bey den übrigen Dingen nicht wissen, für wen sie sie anschaffen, und wem zum Besten sie sichs sauer werden lassen. Denn alle diese Dinge können die Beute eines Stärkers werden:

27) Auch diese Stelle ist eine Nachahmung des Xenophon, der in den Denkwürdigkeiten, im vierten Kapitel des zweyten Buchs den Sokrates über dieselbe Materie sich so erklären läßt: „Man sieht viele Menschen sich eher um alles andre bewerben, als um den Besitz von Freunden. Man sieht, wie sie sich so eifrig um Häuser, Ländereyen, Sklaven, Heerden bemühen, und in dergleichen Besizthümern sich zu erhalten suchen. In Absicht eines Freundes aber, dessen Besitz sie doch selbst für das köstlichste Gut anerkennen, sieht man, wie Viele ganz unbekümmert darüber sind, wie sie sich dergleichen verschaffen, und auf die wirksamste Art zu erhalten suchen sollen. Wie ganz anders benehmen sie sich, wenn ihnen ein Freund, und wenn ihnen einer von ihren Sklaven krank wird! Für den Sklaven eilen sie zum Arzt, und machen anderweitige Anstalten zu seiner Genesung; um den Freund bekümmern sie sich fast gar nicht. Stirbt ihnen ein Freund und ein Sklave; so sind sie über den Tod des letzten sehr traurig und halten denselben für einen beträchtlichen Verlust; in Absicht ihres Freundes glauben sie auch nicht den geringsten Verlust erlitten zu haben u. s. w.

werden: aber der Besiß der Freundschaften bleibt jedem fest und gesichert. Und wenn dann auch Jemand die obenerwähnten Glücksgüter ungekränkt behielte; so kann doch ein Leben, dem der Schmuck und die Zierde der Freundschaft fehlt, unmöglich angenehm seyn. Doch genug hiervon.

E. Sucht Cicero die Gränzen der Freundschaft zu bestimmen; oder festzusetzen, wie weit die Liebe eines Freundes gegen den andern gehen müsse; im sechzehnten Kapitel und im Anfange des siebzehnten, bis zum 62sten Abschnitt. Zuerst verwirft er drey Gränzpunkte als falsch, die man gewöhnlich anzunehmen pflege:

1. daß man seinen Freund lieben müsse, wie sich selbst.
2. Daß man sich in seinen Freundschaftsdiensten nach den Gefälligkeiten, die uns unser Freund erwiesen, und nach der Größe und dem Werth derselben richten müsse.
3. Daß Jeder von seinem Freunde fordern könne, er solle ihm den Werth beylegen, den er sich selbst beylegt.

Diese drey Punkte werden mit gutem Grunde verworfen; dagegen setzt er im Anfange des siebzehnten Kapitels fest, daß Freunde von edler Seele sich gegenseitig das größte Zutrauen, und eine Offenherzigkeit, wobey kein Rückhalt statt finde, beweisen müssen.

Sechzehntes Kapitel.

56 Nun aber müssen wir auch die Gränzen und gleichsam die äußersten Abmarkungen der Liebe zwischen Freunden festzusetzen suchen: und in dieser Rücksicht finden drey Hauptmeynungen statt; von denen doch keine

keine meinen Beyfall hat. Die erste ist: man soll gegen seinen Freund eben so, wie gegen sich selbst gesinnet seyn: die zweite, unsre Liebe soll gegen unsre Freunde nach ihrer Liebeserweisung gegen uns auf das genaueste abgemessen und eingerichtet seyn: die dritte: der Freund soll einem den Werth beylegen, den man sich selbst beylegt. Keine dieser drey Meinungen hat völlig meinen Beyfall. Jene erste ist ja nicht der Wahrheit gemäß; daß Jeder gegen seinen Freund, wie gegen sich selbst, gesinnet seyn müsse 28). Denn wie viel Dinge, die wir für uns 57 selbst

28) Diese Bemerkung unsers Schriftstellers, ist wahr und treffend. Es ist derselbe Gedanke, welchen Sokrates in der oben angezogenen Stelle ausdrückte, um den Vorzug eines Freundes vor jedem andern Gute zu zeigen. — In seinen eigenen Angelegenheiten wird ein bescheidener Mann sich nur mit vieler Einschränkung erlauben, Andere um ihre Dienstleistungen anzusprechen. So lange er durch eigene Kräfte, sollte ihm eine Sache auch große und mannichfaltige Anstrengungen verursachen, etwas erreichen und ausrichten kann, wird er sich zum Gesetz machen, Andern nicht beschwerlich zu fallen. Denn entweder sind die Personen, die er um eine Gefälligkeit ersuchen will, seine Freunde, oder sie stehen mit ihm in keiner besondern Verbindung. Im ersten Fall werden sie, so bald sie auf irgend eine Art sein Bedürfnis oder seine Wünsche bemerken, schon von selbst, ohne dazu erst ausdrücklich aufgefordert zu seyn, ihre Kräfte oder ihr Vermögen oder ihr Vorwort zu seinem Besten verwenden; und ein Freund würde mit Recht seinen Freund zu beleidigen fürchten, wenn er ihn erst ausdrücklich zu einer Dienstleistung auffordern

üb. d. Freundschaft.

H

wollte,

selbst nie thun würden, thun wir um unsers Freundes willen! für ihn bitten wir einen schlechten Menschen,

wollte, wozu die Freundschaft ihn von selbst antreibt, wenn er das Bedürfniß oder den Wunsch seines Freundes kennen lernte. Stehen Personen, durch die er seine Wünsche erhalten könnte, mit ihm in keiner nähern Verbindung; so wird er in seinen Bitten eben darum noch behutsamer seyn. Denn bald sind die Dinge, die er gern haben möchte, von der Beschaffenheit, daß sie einem von ihren eigenen Freunden damit gefällig seyn können; bald wird er überlegen, daß solche Personen ihn entweder gar nicht oder zu wenig dazu kennen, als daß er es wagen dürfte, für sich selbst sie um solche Dienstleistungen anzusprechen; bald wird ihn das gegründete Bedenken von Aeußerung seiner Wünsche zurückhalten, daß dergleichen Gefälligkeiten einen zu großen Aufwand von Kräften oder von Vermögen fordern, um sie von Jemanden zu erwarten, den keine nahen Verhältnisse mit ihm verbinden. Am mehresten wird ein behutsamer Mann Bedenken tragen, Leuten von schlechtem Charakter mehr als gewöhnliche Dienstleistungen zuzumuthen; weil er bey diesen voraussetzen muß, daß sie am wenigsten das Gute um des Guten willen, und durch die höhern Bewegungsgründe der Tugend und Menschenliebe gedrungen, thun werden; weil er entweder gradezu eine vielleicht in artige und süße Worte eingekleidete Verweigerung befürchten, oder sich wenigstens dessen versehen muß, daß sie Gegengefälligkeiten, die wider den Anstand und die Tugend streiten, zur Bedingung ihrer Gefälligkeit machen werden — eine Bedingung, die dem rechtschaffenen Manne selbst dann kränkend seyn müßte, wenn sie auch mit der größten Schonung ihm zugemuthet würde.

de.

sehen, bitten ihn wohl gar flehentlichst: für ihn erlauben wir uns wohl gar gegen Andere Heftigkeit in Worten, Heftigkeit in Handlungen. Was wir in unsern eignen Angelegenheiten nicht wohl mit Ehren thun könnten, das kann in den Angelegenheiten unsrer Freunde sehr mit Ehren geschehen. Und es giebt viele Dinge, in Ansehung welcher ein edeldenkender Mann von seinen Vortheilen sich selbst entzieht und von Andern entziehen läßt, weil er einem Freunde den Genuß derselben lieber gönnt, als sich. — Nach der 58
zweiten Meinung soll bey den Liebesdiensten und bey der Zuneigung der Freunde gegen einander ein völlig gleiches Verhältniß statt finden. Das heißt doch

H 2

wohl,

de. Ganz anders verhält sich die Sache dann, wenn ein Mann von edlen Grundsätzen für seinen Freund, selbst bey einem anerkannt unedlen Menschen um eine wichtige Dienstleistung nachzusuchen hat. Die Pflicht der Freundschaft fordert jeden wahren Freund auf, kein Mittel, das nicht geradezu wider die Tugend streitet, unversucht zu lassen, um seines Freundes Bestes zu befördern. Gesetzt ein solcher Unwürdiger machte eine Niederträchtigkeit zur Bedingung seiner Gefälligkeit; so wäre dies eine treffliche Gelegenheit, ihm von der Tugendliebe seines Freundes so würdige Begriffe beyzubringen, daß er augenblicklich von seinen Forderungen abstehen müßte. Wenn dann der edle Freund auch nichts für das Beste seines Freundes ausrichtete; so hätte er doch die Beruhigung, seine Pflicht gethan, einem Unwürdigen, der vielleicht an der Existenz der Tugend zweifelte, das Daseyn wahrer Tugend in einem Beispiel bewiesen, und seinem Freunde die widrige Empfindung erspart zu haben, die die Forderung solcher niedrigen Bedingungen ihm unfehlbar hätte verursachen müssen.

wohl, die Freundschaft gar zu dürftig und kümmerlich berechnen, um zwischen Ausgabe und Einnahme eine gleiche Bilanz zu halten. Mir scheint die wahre Freundschaft reicher und wohlhabender zu seyn: und nicht pünktlich darauf zu merken, daß sie ja nicht mehr wieder gebe, als sie empfangen hat. Sie muß nicht fürchten, daß etwas verloren gehe oder umkomme, oder daß man dem Freunde etwas über Gebühr zufließen lasse. — Die dritte Gränzbestimmung; daß jeder seinem Freunde das gelten müsse, was er sich selbst gilt, ist die allerunrichtigste. Denn manche Personen haben öfters eine zu kleinmüthige Seele, oder zu wenig Hoffnung, ihre Glücksumstände zu verbessern. Da muß also der Freund sich gegen ihn nicht so nehmen, wie derselbe sich selbst gegen sich nimmt: sondern vielmehr dahin streben und es bewirken, daß er seines Freundes niedergebeugte Seele aufrichte, und Hoffnung und bessere Gedanken in ihm erwecke. Es muß also eine andre Gränzbestimmung für die wahre Freundschaft festgesetzt werden; nur muß ich zuvor noch bemerken, was Scipio vorzüglich zu tadeln pflegte. Er sagte nämlich, es ließe sich kein der Freundschaft feindseligerer Ausspruch denken, als der, da 29) Jemand behauptet: man müsse jeden so lieben,

29) Ich glaube; der Philosoph, der diesen Ausspruch that, verband folgenden Sinn damit: Die traurige Erfahrung lehre bey den mehresten Freundschaften, daß sie, gesetzt es herrschte Anfangs auch unter Freunden die größte Innigkeit und Herzlichkeit, doch über kurz oder lang auf irgend eine Art zerrissen wurden. Es sey also allemal der Klugheit gemäß, gegen seinen Freund

lieben, als könne man in den Fall kommen, ihn fünfzig hassen zu müssen. Er könne es auch nicht über sich erhalten, zu glauben, wie man gemeinlich annähme: daß Bias, der Mann, den man unter die sieben Weisen rechnete, diesen Ausspruch gethan habe; sondern vermuthlich komme er von einem unlautern, oder ehrfüchtigen und bloß auf seine eigene Größe Alles beziehenden Manne her. Denn wie könnte man wohl der Freund eines Menschen seyn, dessen Feind man einst werden zu können glaubte? 30) ein solcher müßte

Freund nicht zu offenherzig zu seyn; weil er, im Fall das Freundschaftsband durch irgend einen Umstand aufgelöst würde, von dem anvertrauten Geheimnisse einen übeln Gebrauch machen könnte, und gewöhnlich zu machen pflegte; wenn er nicht etwan in einem besonders hohen Grade edelmüthige Gesinnungen besäße. Die Klugheit rathe es also auf jeden Fall an, sich bey jeder Freundschaftsverbinding durch den Gedanken zur Behutsamkeit leiten zu lassen, daß man in seiner Vertraulichkeit nie den Punkt überschreiten dürfe, wo man sie, im Fall ein Bruch erfolgte, zu bereuen Ursach hätte. So bald diese Regel als Klugheitsregel für die gewöhnlichen Arten von Freundschaften, wo freilich manche Unlauterkeit mit unter zu laufen pflegt, genommen wird; so hat sie einen sehr bedeutenden Sinn und ist passend; so bald aber von Freundschaften unter wahrhaft edlen Menschen die Rede ist, denen ihre Tugend nie eine schlechte Maßregel zu nehmen erlaubt, die also nie in Gefahr kommen können, durch einen treulosen Freund verrathen zu werden; so ist sie überflüssig und falsch.

30) Auch hier geht Cero in seinen Folgerungen viel zu weit, indem er aus einem bedingt gesetzten Falle solche

che

müßte ja wünschen und sich darnach sehnen, sein Freund möge recht oft fehlen, um ihm dadurch nur Veranlassungen zum Tadel zu geben: so wie auf der andern Seite die edeln Handlungen seines Freundes, oder seine günstigen Umstände nothwendig Pein, Miß-

vers
 che Schlüsse herleitet, als ob der Satz unbedingt genommen würde. Denn der Satz des Bias hat doch offenbar keinen andern Sinn als diesen: Sey in deiner Freundschaft o behutsam, daß du, wenn du deine Liebe an einen Unwürdigen verschwendet hast, oder sonst auf eine Art euer Freundschaftsband getrennt würde, nicht nöthig habest, deine Vertraulichkeit zu bereuen. Da unser Philosoph also über diesen bedingten Satz so spricht, als ob er positive Kraft hätte; so sieht jeder, daß die gemachten Folgerungen grundlos seyn müssen. Außerdem fehlt er bey seinem Schlusse auch darin, daß er den im Fall eines Bruches leidenden Freund so vorstellt, als suchte er die Freundschaft mit Vorsatz zu unterbrechen und zu vernichten; als wäre er es, den die Unzufriedenheit und der Neid über den Wohlstand seines Freundes zu dem hämischen Wunsch verleitete, daß er recht viel Gelegenheit haben möchte, seinen vorgeblichen Freund über irgend eine Vergehung oder Blöße, die er etwan gäbe, zu hofmeistern. Wer sieht nicht, daß hier eine offenbare Verwechslung des leidenden und des handelnden Theiles die Folgerung solcher Absurditäten möglich machte, die in dem richtig verstandenen Satze schlechterdings nicht liegen? Wenn ich kluge Vorkehrungen gegen ein Unglück mache, das mich, so sehr ich es verabscheue und zu vermeiden wünsche, doch auf irgend eine Art betreffen könnte, so ist es ja darum mein Vorsatz nicht, durch meine eigenen Handlungen dies mögliche Uebel für mich zu bewirken und recht geflissentlich zu veranstalten. -

vermögen und Neid in seiner Seele hervorbringen müßten. Diese Regel also; sie komme her, von 60 wem sie wolle, zielt auf Vernichtung der Freundschaft ab. Vielmehr hätte die Regel so festgesetzt werden sollen: man müsse bey Knüpfung von Freundschaften alle Sorgfalt anwenden, daß man seine Liebe nicht zu voreilig an eine Person verschenkte, die wir einst vielleicht hassen könnten. Ja so gar hielt es Scipio für das beste, wenn man in der Auswahl seiner Freunde nicht glücklich gewesen wäre, dies lieber mit Geduld zu tragen; als zum Voraus an eine in der Folge mögliche Feindschaft zu denken.

Siebenzehntes Kapitel.

Dies müssen also, denke ich, die Schranken 61 der Freundschaft seyn, daß Freunde von geläutertem Charakter sich alle ihre Angelegenheiten, Entwürfe und Wünsche ohne alle Ausnahme offenherzig mittheilen: daß man sogar, wenn sich Vorfälle ereigneten, wo man, um das Leben oder den guten Namen seiner Freunde zu retten, ihre nicht im strengsten Verstande lauten Wünsche befriedigen müßte, einigermassen von der Bahn des Rechts abbeugen dürfe; nur daß man sich nicht selbst durch solche Gefälligkeit aufs äußerste in Schimpf und Schande stürze. Denn bis auf einen gewissen Punkt kann man der Freundschaft etwas zu gut halten: doch darf man seinen guten Namen dabey nicht auf das Spiel setzen: auch muß man die Gunst seiner Mitbürger für kein geringes Beförderungs-

rungsmittel seiner Unternehmungen ansehen: diese Gunst aber durch Schmeicheleyen und blindes Beypflichten sich verschaffen, ist entehrend. Tugend, wodurch man die Liebe der Menschen sich erwirbt, darf man schlechterdings nicht aufopfern.

F. In dem übrigen Theil des siebenzehnten Kapitels und im achtzehnten bestimmt unser Schriftsteller die vorzüglichsten Eigenschaften, die derjenige besitzen müsse, den man zu seinem Freunde wählen wolle. — Tugendhafte Menschen allein, und besonders Leute von festem gleichbleibendem, standhaftem Charakter wären vorzüglich zur Freundschaft geschaffen. Einigermassen müsse man freilich auf gut Glück wählen, weil man bey der Freundschaft selbst erst nähere Gelegenheit habe, den Charakter seines Freundes zu beobachten: daher sey es rathsam, nicht gleich Anfangs die Freundschaft zu herzlich werden zu lassen; denn manche Freunde, welche kleine Versuchungen, die ihre Treue gegen den Freund wider eigennützige Regungen und Lockungen zu bestehen hätte, glücklich überwänden, würden bey größern, schwerern Versuchungen unterliegen und ihren Freund verleugnen. Treue sey aber, setzt er noch im Anfang des achtzehnten Kapitels hinzu, das erste wesentliche Erforderniß zur Freundschaft. Verstellung aber so wie auch Argwohn sey der Tod derselben. Zu diesen Haupterfordernissen müsse sich im Neußern noch eine gewisse Artigkeit und Feinheit des Betragens gesellen.

Beschluß des siebenzehnten Kapitels.

62 Oft aber beklagte sich Scipio, (denn ich komme nun auf diesen Mann zurück, der alle diese Gedanken danken

danken in Absicht der Freundschaft äußerte;) daß in allen übrigen Stücken die Menschen es nicht an Sorgfalt fehlen ließen; 31) Jeder zum Exempel wüßte genau die Zahl seiner Ziegen und Schaafe anzugeben: aber die Zahl seiner Freunde wüßte er nicht zu bestimmen: jene zu gewinnen, ließen sie sich angelegen seyn; aber bey der Auswahl ihrer Freunde wären sie sorglos: und hätten keine Kennzeichen und Merkmale, wornach sie, wer zur Freundschaft tauglich sey, beurtheilen könnten. — Nur Männer von festem, gleichbleibendem und standhaften Charakter muß man zu Freunden wählen: deren giebt es aber nicht viel: und ohne Erfahrung ist es schwer, darüber zu urtheilen. Diese Erfahrung aber muß erst 32) bey der Freunds

31) Diese Stelle ist gleichfalls aus dem oben angeführten vierten Kapitel des zweyten Buchs der Denkwürdigkeiten entlehnt, wo Sokrates sich über die Sorglosigkeit der Mehrsten in Absicht ihrer Freundschaften also ausdrückt. „Außerdem bemerkt man noch, daß Viele die Zahl aller übrigen Dinge, die sie besitzen, sollten sie deren auch noch so viel haben, ganz genau; die Zahl ihrer Freunde aber, sollten sie deren auch noch so wenig haben, nicht anzugeben wissen; ja daß sie sich sogar, wenn sie sie etwan herrechnen wollen, ganz außerordentlich irren, indem sie in diesem Augenblicke Jemanden in die Liste ihrer Freunde mit aufnehmen, den sie im nächsten Augenblicke aus derselben wieder austossen. So viel bekümmerten sie sich um ihre Freunde!“ —

32) Dem ersten Anschein nach scheint dieser Gedanke des Cicero unrichtig zu seyn. Man sollte doch glauben, ben,

Freundschaft selbst gemacht werden. Also eilt die Freundschaft der Beurtheilung zuvor, und hebt die Mög-

hen, daß man einen Mann durch öfteres und langes Beobachten genau genug müßte kennen lernen, um zu bestimmen; ob er den zur Freundschaft tauglichen Charakter besitze, oder nicht. Wem aber kann die Beobachtung entgangen seyn, wenn er so oft durch eiteln Schein von Güte getäuscht ward, daß der Schluß von Legalität des Verhaltens auf wirklich moralische Kultur ein höchst trüglicher Schluß sey? Wie oft wurde nicht selbst der scharfsinnigste Menschenforscher getäuscht, wenn er von äußern Tugenden auf eine tugendhafte Richtung und Stimmung des Herzens darum richtig zu schließen glaubte, weil er dieselbe Harmonie in jeder Handlung eines Menschen zu entdecken meynete; und dann auf einmal durch eine große Disharmonie bey einer wichtigen Gelegenheit überrascht wurde! Wer den großen Unterschied zwischen bürgerlich- und moralisch- guten Handlungen überall vor Augen hat, und die tausenderley Zwecke zu bedenken nicht vergißt, die ein Mensch haben kann, um eine schöne Außenseite anzunehmen, der wird durch dergleichen befremdende Erscheinungen nicht überrascht werden. Eben deswegen hat unser Philosoph recht, wenn er behauptet, man könne Jemanden nicht anders (nämlich seinem wahren Geist und Charakter nach) kennen lernen, als bey der freundschaftlichen Verbindung selbst, die man mit ihm knüpft. Hier hat man gewiß durch den häufigen Umgang; dadurch, daß man alle seine geheimern Wünsche, Triebe, Absichten, Maasregeln in der Nähe kennen lernt, die vorzüglichste Gelegenheit, zu beurtheilen; ob reine moralische Bewegungsgründe, oder Ehrsucht, oder Temperament u. s. w. die Quelle seiner

seiner

Möglichkeit, Erfahrungen zu machen, auf. Die 63
Klugheit erfordert es also, daß man den Erguß seiner
Freunds

seiner Handlungen sehen; und ob er einen für die edelste Freundschaft gestimmten Charakter besitze, oder nicht. — Es wird dem Leser, wie ich glaube, nicht unangenehm seyn, auch hier die Gedanken des Sokrates zu finden, der sich im zweyten Buche, im sechsten Kapitel der Denkwürdigkeiten über diesen Gegenstand also äußert. „Sage mir, o Kritobul, wenn wir einen guten Freund nöthig hätten, wie würden wir es wohl anfangen, einen solchen auszuforschen? Nicht wahr, unsre erste Untersuchung ginge dahin, ob ein solcher wohl Herrschaft über sich selbst, zum Beispiel, über seinen Gaumen, bey dem Genuß der Speisen und Getränke; über seinen Geschlechtstrieb; über den Schlaf und über den Hang zur Trägheit hätte? Denn ein Mensch, der der Sklave solcher Begierden ist, würde nicht einmal die sich selbst geschweige die seinem Freunde schuldigen Pflichten beobachten können.

Kritobul. Nein bey dem Jupiter! das könnte er nicht.

Sokr. Glaubst du also nicht, daß man sich von einem solchen Sklaven seiner Sinnlichkeit entfernt halten müsse?

Kr. Das ist ganz meine Meynung.

Sokr. Wie aber, wenn Jemand ein Verschwen-
der ist, der mit dem, was er hat, nicht auskommt,
sondern immer zu Andern seine Zuflucht nehmen muß;
der, im Fall er von Andern etwas erhält, es ihnen
nicht wiedergeben kann, und, wenn er nichts erhält,
für eine solche Verweigerung sich durch Haß rächet? —
Hältst

Freundschaft so wie den Lauf eines Wagens, aufhalte, um, so wie über seine Pferde, so auch über seine Freunde

Hältst du einen solchen Menschen nicht auch für einen lästigen Freund?

Kr. Ja dafür halt' ich ihn.

Sokr. Mügte man sich nicht auch von einem solchen Menschen entfernt halten?

Kr. Ja, das dünkte ich.

Sokr. Wie aber, wenn Jemand sich zwar viel erwerben kann, doch dabey zugleich sehr habfüchtig ist; ein Mensch, auf den man sich eben darum nicht recht verlassen kann: der es zwar recht gerne sieht, wenn Andere ihn verpflichten, der aber nicht Lust hat, wieder etwas zu ihrem Besten zu thun?

Kr. Dieser ist, nach meinen Gedanken noch ein schlechterer Mensch, als der, den du vorher beschriebest.

Sokr. Wie aber, wenn Jemand aus Gewinnsucht bloß für seinen Wucher lebt und webt?

Kr. Auch solchen Menschen möchte ich nicht zum Freunde haben: was würde er seinem Freunde, der seiner Dienste bedürftig wäre, helfen?

Sokr. Wie aber, wenn Jemand ein Zänker wäre, und nur darnach trachtete, seinen Freunden viel Feinde zu machen?

Kr. Auch vor solchem Menschen, beym Jupiter, hat man Ursach, sich zu hüten.

Sokr. Gesezt nun aber, Jemand hätte von allen diesen Gebrechen keins an sich, er ließe es sich dabey auch recht gern gefallen, wenn man ihm Dienste

ste

Freundschaften Gewalt zu behalten, bis man wenigstens einigermaßen den Charakter seiner Freunde erprobt hat. Einige lernt man in ihrer Schwäche schon

ste leistete; wäre aber hinterher ganz unbekümmert darüber, wie er solche Dienste vergelten sollte?

Kr. Auch solch ein Mensch ist nicht zur Freundschaft geschaffen. Aber wer wäre dann nun, o Sokrates! der Mann, um dessen Freundschaft man sich bewerben könnte?

Sokr. Ich dünkte, der von allem dem das Gegentheil wäre; der sich in Absicht der Sinnenfreuden mäßigen könnte; der genügsam, ein Mann von Wort wäre; der sich eifrig angelegen seyn ließe, sich in Gefälligkeiten von seinen Freunden nicht übertreffen zu lassen, sondern ihre Dienste durch wichtige Gegendienste zu vergelten.

Kr. Wie kann man denn aber, bevor man Umgang mit Jemanden hat, diese Eigenschaften an ihm kennen lernen?

Sokr. Bildhauer lernen wir dadurch kennen, nicht etwan, daß wir ihnen auf ihr Wort glauben; sondern daß wir darauf merken, ob sie schon sonst schöne Bildhauerarbeit gefertigt haben: in diesem Fall trauen wir ihnen zu, daß sie dergleichen Arbeiten auch noch in der Folge liefern werden.

Kr. Du willst damit sagen, daß ein Mann, der seinen ehemaligen Freunden unläugbar wichtige Dienste leistete, auch seinen künftigen Freunden dergleichen leisten werde.

Sokr. Eben so, wie ich glaube, daß der, den ich bisher als einen geschickten Bereuter kennen lernte, auch fernerhin mit Pferden gut umzugehen wissen werde.

Achtzehntes Kapitel.

Ein Freund, der sich also in diesen beiden Fällen als einen gefesteten, festen, standhaften Mann zeigt, den muß man für eine höchst seltene Erscheinung von Menschen, ich möchte fast sagen, für ein übermenschliches Wesen ansehen.

Die Grundlage aber der bey Freundschaften nöthigen Festigkeit und Standhaftigkeit ist die Treue. Denn wo Treulosigkeit herrscht, da sucht man Festigkeit vergebens. Diese Treue begreift wieder mehrere Tugenden in sich; zum Exempel, Lauterkeit der Seele; einen theilnehmenden, harmonischen, mit seinem Freunde sympathisirenden Sinn. Ein Charakter, der alle mögliche Gestalten anzunehmen, und in alle Schlangengänge der List sich hineinzuwinden vermag, kann unmöglich treu seyn. Aber auch der Mensch kann unmöglich treu und standhaft seyn, der keinen mit dem unsrigen sympathisirenden, harmonischen Charakter hat. Hieher muß man noch rechnen, daß ein Freund weder an den Beschuldigungen, die man seinem Freunde machen will, Vergnügen finde, noch die gemachten glaube; lauter Züge von dem festen Sinne, von dem ich bisher schon immer sprach. Folglich bestätigt sich das als Wahrheit, was ich in Rücksicht der Freundschaft gleich Anfangs festsetzte, daß sie nur unter gutdenkenden Menschen statt finden könne. Denn ein gutdenkender Mensch oder ein Weiser (diese beiden Wörter sind gleichbedeutend;) muß diese zwey Punkte bey der Freundschaft sorgfältig beobachten; erstlich, daß

er

er allen Trug, alle Verstellung von sich entferne: denn selbst Haß gradezu zeigen, verräth mehr Seelenlauterkeit, als seine wahre Gesinnung unter freundlichen Mienen verbergen: sodann, daß er nicht nur die vom Freunde ihm hinterbrachten übeln Nachrichten von sich weise, sondern auch nicht argwöhnisch, nicht stets zu glauben geneigt sey; sein Freund habe
 66 sich worin vergangen. Zu den erwähnten Tugenden geselle sich noch 33) eine gewisse Artigkeit im Reden und Betragen: als welches keine geringe Würze der

33) Eben derselbe Gedanke, den die Natur der Freundschaft ganz unmittelbar und nothwendig veranlaßt, wird vom Plutarch in seiner Abhandlung von dem Unterschiede des Freundes und Schmeichlers auf folgende höchst treffende Art ausgedrückt. „Der Freund ist nicht unhold, nicht untauglich fürs gesellige Leben; nicht durch ein finstres, mürrisches Betragen behauptet die Freundschaft ihre Würde, nein ihre Schönheit und Würde ist mit sanftem und gefälligem Wesen verknüpft. Bey ihr haben die Huldgöttinnen mit dem Gotte des lieblichen Reizes ihre Wohnung aufgeschlagen. Nicht nur dem Unglücklichen, wie Euripides sagt, ist es süß, einem liebenden Manne ins Auge zu blicken; nein, die Freundschaft breitet eben so wohl Grazie und Bönne über den Freudenenuß aus; als sie sich emsig zeigt, den Harm und die Berlegenheit des Unglücklichen hinwegzuschaffen. Und so wie Euenus vom Feuer sagt; es sey das kräftigste Mittel, Wohlgeschmack hervorzubringen: so hat die Gottheit dem Leben des Menschen, dadurch, daß sie demselben die Freundschaft zur Gefährtin gab, wegen des Genusses und wegen der Mittheilung, die in ihrem Gefolge sind, Heiterkeit, Süßigkeit und den lieblichsten Reiz verliehen.“

der Freundschaft ist. Ein finsternes und in allem strenges Wesen beweiset zwar Ernst: aber die Freundschaft muß herablassender, freymüthiger und gefälliger und zu jeder Art von Freundlichkeit und Willfährigkeit geneigter seyn.

G. Vom neunzehnten bis zu Ende des sechs und zwanzigsten Kapitels giebt unser Philosoph einige sehr wichtige Regeln, die man bey Freundschaften in mancherley Hinsicht zu beobachten habe. Sieben Hauptregeln sind es, welche hier festgesetzt werden:

1. In Rücksicht des Verhaltens, das man zu beobachten habe, wenn man neben seinen alten Freunden so glücklich ist, noch neue zu bekommen; wo im Anfange des neunzehnten Kapitels gezeigt wird, daß die alten Freunde, wenn übrigens die Umstände gleich sind, eben um des Alters und der längern Dauer der Freundschaft willen, einen gewissen Vorzug verdienen.

2. In Rücksicht der Verschiedenheit des Standes und der Würden wird in eben demselben Kapitel gezeigt, daß

a. der Vornehmere, oder der Freund, der sich durch Vorzüge des Geistes und der äußern Verhältnisse auszeichnet, sich zu dem schwächern und geringern Freunde herablassen müsse. Daß

b. der geringere Freund, wie im zwanzigsten Kapitel bewiesen wird, die Vorzüge seines bedeutendern Freundes ohne alle Mißgunst ansehen, und sich nicht argwöhnisch einbilden müsse, daß der vornehmere Freund ihn verachte.

3. In eben dem Kapitel warnt er, daß man bey der Wahl der Freunde nicht auf Uebereinstimmung der Neigungen in Kleinigkeiten, sondern bloß in wichtigen Dingen, sehen müsse.

üb. d. Freundsch.

3

4. Auch

4. Auch davor warnt er in diesem Kapitel, daß man durch eine zu weit getriebene Zärtlichkeit Freunde nicht von Erfüllung wichtiger Pflichten abhalte.

5. In Absicht des Verhaltens, welches man zu beobachten habe, wenn man es für nöthig hält, Freundschaften aufzugeben, setzt er im 21sten Kapitel fest; man müsse einen schleunigen Bruch verhüten, müsse die Freundschaft mehr allmählig durch Entziehung des Umganges aufheben, aber dabey es auf alle Weise zu vermeiden suchen, daß ehemalige Freundschaften nicht in Feindschaften übergingen. Das beste Mittel, diesem Uebel vorzubeugen, sey, wenn man vom Anfang an behutsam bey der Wahl seiner Freunde verfare, und dabey auf Güte des Charakters, nicht aber auf Beförderung seiner Gewinnsucht Rücksicht nehme. Hierauf setzt er im 22sten Kapitel

6. die Regel fest, daß man erst selbst ein guter Mensch werden müsse, ehe man sich um Freundschaft bemühen oder wenigstens hoffen könne, einen andern guten Menschen zu finden, mit dem man sich in freundschaftliche Verbindungen einlassen könne: denn Tugend sey die Grundlage der Freundschaft, und ohne Tugend könne sie schlechterdings nicht bestehen: und nur Freundschaften, die sich auf Tugend gründen, gewähren dem Menschen alle mögliche wünschenswürdige und schätzbare Güter. In dieser Rücksicht wiederholt er den schon oben ausgeführten Gedanken, daß jeder Mensch vom welchem Stande, Lebensart, Gemüthscharakter er auch seyn möge, eingestünde, daß die Freundschaft unter den menschlichen Gütern das wichtigste und vornehmste sey. Hierauf setzt er vom 24sten Kapitel bis zu Ende des 26sten

7. fest, wie Freunde sich bey den Fehlern und Verirrungen ihrer Freunde zu verhalten hätten, woben er:

a. im 24sten Kapitel zeigt; daß man freymüthig, aber dabey auf eine freundliche, gefällige und bescheidene Art seinem Freunde Vorstellungen dagegen thun, und wenn er

er

er sich nicht bessert, nicht etwan ablassen und ermüden, sondern vielmehr seine Erinnerungen immer mehr schärfen und nachdrücklicher einrichten müsse. Wenn der Freund, dem diese heilsame Lehre gegeben würde, sein wahres Beste verstünde; so würde er diese Offenherzigkeit seines Freundes nicht übel, sondern sehr gut aufnehmen: nähme er solche freundschaftliche Zurechtweisung übel auf; so könne der andere sich mit dem Gedanken dabey beruhigen, daß er seine Pflicht gethan habe. Deswegen zeigt er

b. im 25ten Kapitel, daß kein wahrer Freund den andern durch Schmeicheleyen in seinen Verirrungen bestärken dürfe. Er beweiset hierbey aus der Natur der Sache selbst, daß dergleichen Falschheit mit der Freundschaft schlechterdings nicht bestehen könne. Doch schlichen sich dergleichen eigennützigte Schmeichler unter dem Namen der Freunde nur gar zu häufig ein, und es wäre deswegen gut, wenn man sich von den Hauptmerkmalen, woran man einen Schmeichler erkennen und vom Freunde unterscheiden könne, unterrichtete. Wenn die Schmeicheleyen grob wären; so könne sie selbst der unwissendste und ungebildeteste Mensch erkennen. Wer sich, sagt er im 26ten Kapitel, von einem so groben Schmeichler, den er doch so leicht am Uebertreiben der Lobsprüche hätte erkennen können, betrügen lasse, der habe die Schuld dieses ihm gespielten Betruges sich allein beyzumessen. Der feine Schmeichler aber sey schwerer zu erkennen und zu entlarven. Gegen ihn sey Aufmerksamkeit und Vorsicht nicht genug zu empfehlen, weil er durch die mannichfaltigsten Wendungen seinen Betrug zu verbergen suche. Dies gehe so weit, daß er oft dem andern gradezu widerspreche, um sich nur vor dem betrogenen Freunde eines Bessern belehren zu lassen und ihm das Vergnügen tieferer Einsichten und einer richtigern Beurtheilung der Dinge zu verschaffen.

Gegenden, wo man sich lange aufgehalten, und selbst, wenn sie bergicht, und waldicht seyn sollten, immer das meiste Vergnügen.

Ein Hauptpunkt aber bey der Freundschaft ist 69 der, daß der angesehene Mann sich dem niedrigeren gleich setze. Denn oft finden sich Vorzüge vom ersten Range; dergleichen Scipio in Vergleichung mit uns übrigen – wenn ich den Ausdruck brauchen darf

des Heimwehs beweist dem Psychologen wie tief alle Empfindungen in der Seele der Bergbewohner liegen. Die Stärke ihrer Empfindung könnte wohl ihre Ursach in der Einfachheit derselben haben. Wer je in einer Sennhütte auf den Alpen einen ganzen Tag einsam verlebt hat, fühlt ein inneres nie gefühltes Leben emporkeimen, das aus der Abwesenheit aller gesellschaftlichen Gegenstände entsteht. So wie die Seele bey Nacht die Geräusche vernimmt, die man bey Tage vermisst, wo das Gehör durch andere Sinnen gestört ist; so steigen alle Erinnerungen auf den Alpen wie aus den Gräbern der Vergessenheit empor. Man kann an den Thieren bemerken, welchen tiefen Eindruck die Erscheinung ihres Gleichen auf sie machet; und wir Menschen aus der Unterwelt wissen selbst nicht, wie viel die Anwesenheit und das Gewühl unserer Mitmenschen unaufhörlich auf uns wirkt. Diese ganze Menschenwelt verschwindet aber auf den Alpen: da lebt die Seele in Erinnerung des Vergangenen, allein mit der Natur und ihren für den Alpenbewohner einfachen Gegenständen. Wer einmal einen Sommer auf den Alpen in Ruhe, besonders in der Jugend, gelebt hat, kann dieses Leben kaum entbehren, und die jungen Sennen fühlen bey aufgehendem Frühling eben das Bedürfniß nach den Alpen wie ihre Heerden, u. s. w.

barf — Alltagsmenschen besaß. Nie zog er sich dem
 Philus, nie dem Rupilius, nie dem Mummius, nie
 seinen Freunden von geringerm Stande vor. Sei-
 nem Bruder Q. Maximus aber, einem übrigens treff-
 lichen Manne, der ihm aber ganz und gar nicht an
 die Seite zu stellen war, erwies er, als ob er ihm
 an Verdienst überlegen wäre, seiner mehrern Jahre
 wegen vorzügliche Achtung; überhaupt hegte er den
 Wunsch alle die Seinigen durch sich heben zu kön-
 70 nen. Das Muster dieses Mannes ist für jeden em-
 pfehlenswerth: jeder muß den Genuß der Vorzüge,
 die er in Absicht moralischer Vollkommenheit, der Gei-
 steskräfte, des Glücks vor den Seinigen voraus hat,
 ihnen zu gut kommen, seine nächsten Verwandten
 daran Theil nehmen lassen, jeder muß, wenn er nie-
 drige Eltern, wenn er Verwandte hat, die nicht so
 viel Geisteskraft, nicht so viel Glücksgüter besitzen,
 als er, diese zu heben und ihnen Ehre und Würde zu
 verschaffen suchen: so wie in Schauspielen diejenigen,
 so eine Zeitlang, weil man ihr Herkommen und ihre
 Familie nicht kannte, in Dienstbarkeit leben mußten,
 auch nachher noch, wenn man sie erkannte und es
 sich fand, daß sie Söhne von Göttern oder von Kö-
 nigen waren, ihre Liebe gegen die Hirten, für deren
 Kinder sie sich so viel Jahre hindurch gehalten, bey-
 behielten. Dies muß man um so mehr bey wahren
 und ausgemacht gewissen Vätern thun! Denn alsdann
 erst hat man den vollen Genuß von seinen Talenten,
 Vollkommenheiten und von jedem Vorzuge, wenn
 man auch jeden seiner nächsten Freunde daran Theil
 nehmen läßt.

 Zwan

Zwanzigstes Kapitel.

So wie also bey Freundschafts- und Verwandtschaftsverbindungen die Höhern sich zu den Geringern herablassen müssen; eben so müssen auch die Geringern den Vorzug, den die Ibrigen in Absicht der Talente, des Glücks oder der Würde vor ihnen voraus haben, nicht mit neidischen Augen ansehen. Die Mehresten von diesen plagen gewöhnlich ihren Freund durch diese oder jene Klagen oder wohl gar Vorwürfe: und thun dies um so mehr, wenn sie sich um den andern durch Gefälligkeiten, Freundschaftsdienste und Anstrengungen, die sie für ihn übernahmen, verdient gemacht zu haben glauben, 35) Warlich eine hassenswerthe Klasse

35) Der Wohlthäter muß, wenn seine Wohlthaten ächt seyn sollen, durch den reinen Trieb, der praktischen Vernunft gemäß zu handeln, und seinen Pflichten als eine liebefähigens Wesen ein Genüge zu thun, dazu angetrieben werden. Ist dieser lautere Trieb in seiner Seele herrschend; so wird der Menschenfreund keinen anderweitigen Absichten, wie sie sonst auch heißen mögen, darin Raum verstatten; weil jeder andere Trieb dem großen und erhabenen Zweck, bey dem man bloß auf die Pflichtleistung als solche sein Augenmerk richtet, Eintrag thut und der Würde der Handlung ein Beträchtliches entzieht. Folglich darf sich weder Absicht auf Wiedervergeltung, noch auf Befriedigung seiner Ruhmsucht, noch sonst irgend ein materieller Zweck in unsre Wohlthätigkeit einmischen. Durch dieses Mittel wird auch am besten dem übeln Eindrücke, welchen die nicht recht geschätzten oder gar verkannten Wohlthaten auf den Wohlthäter zu machen

Klasse von Menschen, die ihre Dienste andern auf-
rücken! an welche nur der, dem sie geleistet worden,
nie

chen pflegen, vorgebeugt; gegen welchen Cicero hier eifert. Hat mich der reine Trieb, meine Pflicht durch Dienstleistungen, wozu ich Kraft und Beruf habe, zu erfüllen, zur Uebung der Wohlthätigkeit vermocht; dann werde ich gegen Niemand von meiner Handlung sprechen, um allen Schein der Ruhmredigkeit zu vermeiden; dann werde ich mich nie über den beklagen, der gegen meine vielleicht noch so wichtigen Dienste gleichgültig oder gar undankbar ist, weil ich ihn doch auf diese Art am wenigsten zur Dankbarkeit bringen, ja wohl gar den Verdacht bey ihm veranlassen würde, als hätte ich ihm dies Gute bloß aus Hinsicht auf Ruhm oder auf Wiedervergeltung erwiesen; und weil ich ihn eben dadurch wohl gar zur Verkleinerung meiner wichtigsten Dienste und zu niedrigen und hämischen Verläumdungen geneigt machen könnte. Plutarch drückt sich in der oben genannten Schrift über diesen Gegenstand trefflich so aus. „Jede Gefälligkeit, die man Jemanden vorrückt, ist lästig; verliert ihren Reiz; wird unerträglich. Wenn bey einem Freunde auch der Fall eintritt, daß er von einer Dienstleistung sprechen muß, so erwähnt er der Sache mit Bescheidenheit, ohne von seiner Person ein Wort mit einfließen zu lassen. Als die Lacedämonier einst den Bewohnern von Smyrna bey einer großen Noth Getreide zuschickten und die Smyrnäer über diese Gefälligkeit erstaunten; so antworteten jene: dies sey nur ein unbedeutender Dienst. Sie hätten sich mit einander vereinigt, sich und ihrem Lastvieh einen Tag die Nahrung zu entziehen, und dadurch hätten sie diese Ersparniß zusammengebracht. Solch eine Dienstleistung ist edel: auch ist sie dem
Empfänger

nie aber, der sie geleistet hat, sich erinnern muß. So wie also bey Freundschaften die, welche Vorzüge 72
besitzen, sich herablassen müssen; so müssen die, welche weniger Vorzüge haben, gewissermaßen sich erheben. Denn einige pflegen durch die Einbildung, ihr Freund verachte sie, die Freundschaften lästig zu machen: und doch trifft in der Regel dies Schicksal nur diejenigen, die sich selbst für verachtungswerth halten; solchen Personen muß man diesen Wahn nicht bloß durch Worte, sondern auch durch die That selbst benehmen. Einem jeden aber muß man so viel 73
zustießen lassen, als man einmal selbst vermag; und als sodann der andere, dem man dergleichen Liebesdienst, dergleichen Hülfe erweisen will, deren empfänglich ist. Denn Niemand ist im Stande, und wenn er auch die größten Vorzüge in sich vereinigt, allen den Seinen zu den höchsten Ehrenämtern behülfslich zu seyn: so konnte Scipio zwar dem P. Rutilius, nicht aber dessen Bruder Lucius das Consulat verschaffen. Und gesetzt auch, man könnte einem andern alles nur Mögliche verschaffen, so muß man doch auch darauf sehen, in wie weit dieser einer Wohlthat empfänglich ist.

Ueberhaupt sind gesetzte und schon entwickelte 74
Geisteskräfte und ein reiferes Alter der Maasstab, wornach man Freundschaften beurtheilen muß: und, wenn man in seinen frühern Jahren an der Jagd oder am Ballspiele Vergnügen fand, nicht etwan diejeni-
gen,

Empfänger um desto angenehmer; weil er glaubt, der Wohlthäter habe sich selbst eben keinen großen Abbruch gethan.

gen, denen man damals wegen Gleichförmigkeit ihres Geschmacks mit dem unsrigen seine Liebe schenkte, als seine vertrauten Freunde betrachteten. Denn auf diese Art können unsre Ammen und Erzieher, weil sie das Recht des Alterthums für sich haben, auf die größte Liebe von unsrer Seite Ansprüche machen: denen man auch zwar Liebe, aber auf eine ganz andere Art erweisen muß. Sonst können Freundschaften nicht auf die Dauer bestehen. Denn aus ungleichem Charakter entspringen auch ungleiche Bestrebungen, und solche Ungleichheiten trennen das Band der Freundschaften: auch liegt eben darin der Grund, warum kein rechtschaffener Mann der Freund eines schlechtgedenkenden Menschen, und kein schlechtgedenkender Mensch der Freund eines rechtschaffnen Mannes seyn kann, weil nämlich die möglich größte Verschiedenheit in dem beiderseitigen Charakter und in ihren Neigungen statt findet.

76 Mit Recht kann man bey Freundschaften auch dies als Regel festsetzen, daß keine übertriebene Zärtlichkeit gegen den Freund (wie dieses so häufig der Fall ist;) ihm an Erreichung wichtiger Vortheile hinderlich sey. Denn (um wieder ein Beispiel aus der Fabelwelt anzuführen;) Neoptolemus 36) würde Troja

36) Neoptolemus, den man auch unter dem Namen Pyrrhus kennt, war der Sohn des Achilles, des tapfersten Helden in dem gegen Troja vereinigten Bundesheere, und der Deidamia, einer Tochter des Lykomeides, Königs von der Insel Skyros. Er war so grausam, daß er bey der Eroberung von Troja den

Troja nie haben erobern können, wenn er sich auf seinen Erzieher Inkomedes, der ihn mit Thränen von diesem Zuge abzuhalten suchte, hätte hören wollen. Und so fallen oft wichtige Veranlassungen vor, die eine Trennung von seinen Freunden nöthig machen: wer diese, aus dem Grunde, weil er die Sehnsucht nach seinem Freunde nicht gut würde ertragen können, zu hintertreiben sucht, der ist ein Schwächling, ein Zärtling, und eben darum bey der Freundschaft nicht im nöthigen Grade gerecht. Ueberall sey es 76 uns Regel, uns selbst zu fragen, sowohl was man von dem Freunde verlange, als was man ihm, von sich zu erhalten, verstatte.

Ein

den Greis Priamus tödtete; den jungen Astyanax, Hektors Sohn, von einem Thurm herabstürzen ließ; und die Polyxena, Priams Tochter, mit der sich sein Vater hatte vermählen wollen — bey welcher Gelegenheit er von ihrem Bruder Paris durch einen Pfeil erschossen wurde, — auf dem Grabhügel seines Vaters opferte. Seine Leidenschaft für die Wittwe Hektors, Andromache, war die Ursach seines gewaltsamen Todes. Seine Gemahlin Harmione war über diese Liebe höchst eifersüchtig und stiftete ihren Buhler Orest an, daß er die Delphier, in deren Stadt sich Pyrrhus aufhielt, um dem Apollo ein Opfer zu bringen, durch das Vorgeben aufzuwiegeln mußte, als sey er gekommen, um den Tempel des Delphischen Gottes zu plündern. Die Delphier wurden durch dieses ausgestreute Gerücht so gegen den Pyrrhus aufgebracht, daß sie ihn sogleich überfielen und erschlugen.

Ein und zwanzigstes Kapitel.

Man kann auch bisweilen einem gewissen Unfall in Absicht der Freundschaften nicht ausweichen, daß man sie nämlich aufgeben muß: denn ich komme in meinem Vortrage nun von den vertrauten Verbindungen zwischen weisen Männern auf die gewöhnlichen Freundschaften. Oft lassen Freunde sich Vergehungen theils gegen ihre Freunde selbst, theils gegen fremde Personen zu Schulden kommen: in welchem letztern Falle der Schimpf doch auch auf ihre Freunde fallen würde. Dergleichen Freundschaften muß man durch allmähliche Verminderung des Umgangs aufheben und (um mich in dieser Sache eines Ausdrucks des Kato zu bedienen;) das Freundschaftsband vielmehr allmählig auflösen, als es auf einmal gewaltsam zerreißen. Es müßte sich dann der Freund ein ganz unausstehliches Vergehen haben zu Schulden kommen lassen, so daß Ehre und Pflicht und Nothwendigkeit eine augenblickliche Absonderung und Trennung erforderten. Sollte aber nur in Absicht des Charakters oder der herrschenden Neigungen (wie dies nicht selten der Fall ist) eine Veränderung erfolgen; oder sollte ein Bruch zwischen den Staatsparteyen auch auf die Freundschaft Einfluß haben (denn, wie ich kurz vorher erinnerte, ich rede nun nicht mehr von den Freundschaften der Weisen; sondern von den gewöhnlichen Freundschaften;) so muß man verhüten, daß nicht bloß eine Freundschaft aufgehoben, sondern eine wirkliche Feindschaft entstanden zu seyn scheine. Denn nichts ist entehrender, als mit seinem ehemaligen

gen

77

gen Vertrauten in offener Fehde zu leben. Scipio hatte, wie ihr wißt, meinetwegen die Freundschaft mit dem Q. Pompejus aufgegeben: wegen eines Zwiespaltes aber in Staatsangelegenheiten brach er mit meinem Kollegen Metellus. In beiden Fällen handelte er mit Würde, mit Anstand und ohne die geringste Bitterkeit. Darum muß man zuerst jedem 78 Bruche bey Freundschaften zuvorzukommen suchen: sollte dieser aber nicht verhütet werden können; so muß es das Ansehen haben, die Freundschaft sey mehr erloschen, als gewaltsam erstickt. Daher aber muß man sich hüten, daß Freundschaften sich nicht in schwere Feindschaften verwandeln: als welches nur Wortwechsel, Schmähungen, Beschimpfungen zur Folge haben würde, ob man gleich auch dergleichen Dinge, wenn sie irgend auszustehen sind, tragen, und die Freundschaft ihr altes Recht behalten muß, daß nur der, welcher das Unrecht anthut, nicht aber, welcher es leidet, der Schuldige sey. Gegen alle dergleichen Vergehungen und Verdrüßlichkeiten schützt und sichert uns nur die Behutsamkeit und Vorsicht, daß wir uns in der Liebe zu Andern nicht übereilen, und sie nicht an Unwürdige verschenken. Würdig aber der Freundschaft sind solche Personen, die liebenswerthe Eigenschaften besitzen. Eine seltene Art von Menschen! 79 (doch alles in seiner Art Vortreffliche ist selten;) und man wird überhaupt nur höchst sparsam eine in jeder Beziehung vollendete Sache finden. Allein die Mehrsten erkennen in Absicht der Dinge, die den Menschen betreffen, nichts für ein wahres Gut, als was mit Gewinn verbunden ist: und sie verfahren mit ihren Freunden, wie mit ihrem Viehe; daß sie auf

8

auf die vornehmlich halten, von welchen sie sich den
 80 meisten Nutzen versprechen. Auf diese Art entbehren
 sie der so schönen und der Natur so gemäßen Freundschaft,
 die in sich selbst ihren vollen Werth hat; nehmen auch an sich selbst nicht ab, von welcher Natur
 und wie groß die Macht der Freundschaft sey. Denn
 jeder Mensch hat doch Selbstliebe, bloß darum, weil
 sie ein Grundtrieb seiner Natur ist, nicht aber aus
 Hoffnung auf einen Gewinn, den er von sich selbst
 dafür erwartete. Wird dieser Grundsatz nicht auch
 auf die Freundschaft angewandt; so wird man nie-
 mals einen wahren Freund finden; denn dieser ist
 81 gleichsam unser zweytes Ich. Findet man davon
 schon deutliche Spuren bey Thieren; bey Vögeln,
 Fischen, bey den Thieren des Feldes, bey zahmen
 und wilden; daß sie fürs erste sich selbst lieben;
 (denn dies ist ein ursprünglicher Trieb alles Lebendis-
 gen;) daß sie sich sodann nach Thieren ihrer Art mit
 Begierde sehnen, um sich zu ihnen zu halten: thun
 Thiere dies schon mit inniger Sehnsucht und auf eine
 der Liebe der Menschen gewissermaßen ähnliche Art:
 um wie viel mehr muß dies in der Natur des Men-
 schen liegen, welcher Selbstliebe und dabey den Drang
 hat, einen andern zu suchen, mit dessen Geiste er sich
 so innig vereinigen könne, daß diese zwey in eine
 Person umgeschaffen zu seyn scheinen.

Zwey und zwanzigstes Kapitel.

82 Die Mehresten aber sind in ihren Forderungen,
 ich will nicht sagen, so unverschämt, aber doch
 so

so verkehrt, daß sie zu Freunden solche Leute verlangen, dergleichen sie selbst nicht seyn können, und, was sie selbst ihren Freunden nicht leisten, gleichwohl von diesen erwarten. Billig aber ist's doch, daß man zuerst selbst ein moralisch guter Mensch sey, und dann einen andern sich ähnlichen aussuche. Bey solchen Personen kann dann diejenige Festigkeit der Freundschaft, wovon wir so lange geredet haben, statt finden: wenn nämlich Männer, welche Zuneigung mit einander verband, erstlich diejenigen Begierden, denen andere sich sklavisch unterwerfen, beherrschen: sodann sich ganz von Billigkeit und Gerechtigkeit leiten lassen, und für einander alles zu thun bereit sind: wenn keiner von dem andern je etwas anders, als was anständig und recht ist, fordert: und sie sich gegenseitig nicht bloß schätzen und lieben, sondern auch verehren. Denn derjenige raubt der Freundschaft ihren schönsten Schmuck, der die Ehrerbietung aus ihr hinwegnimmt. Einen verderblichen Irrthum hegen also diejenigen, welche sich einbilden, die Freundschaft eröffne allen unlautern Trieben, allen unrechtmäßigen Begierden Thor und Thür. 37) Zur Gehülffin

37) Der hier angegebene Zweck freundschaftlicher Verbindungen kann zugleich als der Hauptnutzen, der daraus erwächst, angesehen werden. Eben darum hätte dieser Punkt, den hier Cicero nur gleichsam im Vorbeygeh'n erwähnt, ganz vorzüglich verdient, in Absicht seines Gewichtes gewürdiget und ausführlich dargestellt zu werden. Der bequemste Platz für diese Auseinandersetzung war oben; wo er die Vortheile der Freundschaft aufzählte. Dieser größte Nutzen, daß

hülfin der Tugend hat die Natur die Freundschaft be-
stimmt, nicht zur Gefährtin des Lasters; weil näm-
lich Tugend für sich allein nicht den höchsten Gipfel
der Vollkommenheit ersteigen kann; so soll sie dahin
in

daß freundschaftliche Verbindungen die Liebe zu jeder
Tugend und Vollkommenheit und deren bessere Uebung
befördern, gründet sich unmittelbar auf ihre wesent-
liche Beschaffenheit, und fließt nothwendig aus ihrem
richtig gefaßten Begriffe. Sokrates drückt sich im
zweiten Buche, im sechsten Kapitel der Denkwürdige-
keiten hierüber so aus. „Ist es Jemandes Absicht,
Ansehen im Staate zu erhalten, um sich gegen Unge-
rechtigkeiten zu schützen und seinen Freunden zu ihrem
Rechte behülflich zu seyn, und um seine Kräfte zum
Besten des Vaterlandes in einem öffentlichen Amte
zu verwenden: warum sollte er sich nicht mit einem
andern, der ähnliche Grundsätze hat, zu diesem Zwecke
harmonisch vereinigen? Würde er etwan in Verbin-
dung mit edlen guten Menschen seinen Freunden nicht
so viel Nutzen zu stiften vermögend seyn? Würde et-
wan seine Kraft, sich um den Staat verdient zu ma-
chen, dadurch geschwächt werden, wenn er mit edlen,
guten Menschen in Verbindung wirkte? Es ist ja
aber schon sogar bey gymnastischen Uebungen in die
Augen fallend, daß, wenn die stärksten Kämpfer sich
gegen die schwächsten vereinigen könnten, sie allemal
siegen, sie jeden Kampfpriß davon tragen würden.
Doch hier ist eine solche Vereinigung nicht erlaubt;
in Besorgung des allgemeinen Besten aber, wobey
edle, gute Menschen die wichtigsten Dienste leisten,
werden sie darin von Niemand gehindert. Sollte
es also nicht vortheilhafter seyn, sich mit den besten
Menschen zu edlen patriotischen Handlungen zu ver-
einigen, als von ihrer Rivalität darin gehindert zu
werden?“

in Verbindung und Vereinigung mit einer andern Tugend gelangen; und wenn eine solche Vereinigung unter Personen statt findet oder schon statt fand, oder einst einmal statt finden wird; so hat man sie als eine dem obersten Naturzweck höchst beförderliche, als eine höchst beseligende Verbindung anzusehen. **Ja 84**
 dies ist, ich wiederhole es, die Vereinigung, die alles, was Menschen unter die Güter des Lebens rechnen, in sich schließt, Würde, Ruhm, Heiterkeit der Seele, und frohen Lebensgenuß: wer diese Güter besitzt, der führt ein glückliches Leben; wer sie nicht hat, dessen Leben kann nicht glücklich seyn. Da dies das höchste und edelste Gut ist; so muß, wer es erlangen will, nach Tugend streben, ohne welche man weder Freundschaft, noch irgend ein andres wünschenswerthes Gut, erlangen kann. Diejenigen aber, welche Tugend vernachlässigen und sich doch für Freunde halten, werden dann gewiß von ihrem Irrthum überführt werden, wenn irgend ein Mißgeschick sie zu dieser Erfahrung nöthigt. Man muß also (ich kann diese Regel nicht oft genug einschärfen;) erst prüfen, und dann lieben, nicht aber umgekehrt, erst lieben und dann prüfen. **85**
 So wie dem Menschen aber in vielen andern Fällen Mangel der Behutsamkeit Schaden zuzieht; so trifft ihn dies Schicksal vorzüglich auch bey der Wahl und Behandlung seiner Freunde. Denn man geht dabei ganz verkehrt zu Werke und verrichtet schon geschehene Dinge – ein Verfahren, welches uns schon ein altes Sprüchwort unter sagt. Denn nachdem das Freundschaftsband von beiden Seiten durch langen Umgang oder auch durch Gefälligkeiten recht fest geknüpft ist; so brechen wir, indem etwan irgend eine
 üb. d. Freundsch. **R** Belei-

Beleidigung vorfällt, unsre Freundschaft mitten in ihrem Laufe ab.

Drey und zwanzigstes Kapitel.

86 Um so tabelnswerther ist die Sorglosigkeit, die man bey einer so unentbehrlichen Sache sich zu Schulden kommen läßt. 38) Denn unter den menschlichen

38) Mit diesem Ausspruche unsers Schriftstellers steht das im Widerspruch, was er oben von denjenigen Philosophen gesagt hatte, die dagegen strebten, daß man sich mit Andern nicht in zu enge Verbindungen einlassen sollte; weil jeder Mensch mit sich selbst genug zu thun habe. Auch das streitet dagegen, was er oben in Absicht der Sorglosigkeit, die sich gewisse Personen in der Freundschaft zu Schulden kommen ließen, beybrachte; zum Exempel, daß die mehresten zwar die Zahl ihrer Sklaven, die Stärke ihres Viehstandes, nicht aber die Anzahl ihrer Freunde anzugeben wüßten: so wie endlich auch die obige Behauptung dagegen streitet, daß es nur wenige wahre und ächte Freunde gebe. Entweder hat Cicero also in dieser und in den obigen Stellen ganz verschiedene Begriffe mit dem Worte Freund verbunden, die wenigstens dem Grade nach von einander verschieden sind, oder er ist in einen offenbaren Widerspruch gerathen. Diesen könnte man sich denn sehr natürlich aus der verschiedenen Absicht, die er in dieser und in den obigen Stellen vor Augen hatte, erklären. Diese Inkonsequenz im Urtheilen wird man bey den Menschen nicht selten finden; daß sie z. E. nach der Beschies

lichen Gütern ist die Freundschaft das einzige, über dessen Nutzen alle Welt einverstanden ist. Selbst die Tugend findet viele Verächter, die sie für Gros-

R 2

spreche

schiedenheit ihrer Stimmung oder der Absichten, die sie das eine oder andre Mal mit ihren Reden erreichen wollen, dieselbe Sache loben und tadeln, erheben und heruntersetzen. Eine solche Menschlichkeit könnte dem Cicero hier auch begegnet seyn, da er in der einen obigen Stelle die Nachlässigkeit und Unempfindlichkeit der Menschen, wovon sie selbst in Absicht des wichtigsten äußerlichen Gutes Proben gäben, strafen wollte; da er hier hingegen den großen Werth der Freundschaft eben dadurch augenscheinlich darstellen will, daß er sich auf die allgemeine Uebereinstimmung der Menschen in dem Urtheil von ihrer Vortrefflichkeit beruft. — Auch dadurch kann man diesen offenbaren Widerspruch unsers Philosophen rechtfertigen, wenn man sagt: bey den Menschen finde offenbar sehr häufig dieser Mangel an Uebereinstimmung zwischen den Urtheilen ihres Verstandes und dem moralischen Werthe ihrer Handlungen statt. Wenn es auf die Bestimmung des Werths der Freundschaft, oder der Tugend, oder sonst einer vortrefflichen Sache ankomme; so würde nicht leicht Jemand die Ungereimtheit begehen, diesen Werth abzuleugnen; wenn es aber auf die praktische Realisirung solcher vortrefflichen Dinge ankomme; wenn man nun, zum Beispiel, die heiligen Rechte der Freundschaft ehren, die achtungswürdigen Pflichten die sie uns auflegt, erfüllen solle; so pflegten die Mehrsten grade so zu handeln, als ob diese Dinge gar keinen Werth, nein vielmehr den größten Unwerth hätten, weil es ihnen zu schwer wird, ihrer widerstrebenden Sinnlichkeit Abbruch zu thun oder die gebührenden Schranken zu setzen.

sprecheren und Schaugepränge erklären. Viele, die mit Wenigem zufrieden, und bey kümmerlichem Unterhalte, und dürftiger Bekleidung recht sehr vergnügt sind, setzen die Reichthümer herunter: Ehrenstellen, für welche Einige von Begierde entbrannt sind, werden von vielen Andern in dem Grade verachtet, daß sie sie für höchst unbedeutende, für höchst geringfügige Dinge erklären. Und so werden alle andern Güter, indem Einige davon mit Bewunderung sprechen, von sehr vielen Andern für ein Nichts erklärt. Von der Freundschaft hegt alle Welt einerley Gedanken, sowohl der Staatsmann, der sich öffentlichen Geschäften widmet, als der Gelehrte, der an Untersuchung und Erforschung der Dinge sich vergnügt, als auch der Privatmann, der sich auf eigene Geschäfte einschränkt: endlich auch der Wollüstling, der nur für Sinnenfreuden lebt: alle sind einstimmig darin, ein Leben ohne Freundschaft sey für kein Leben zu rechnen, wenn man anders seine Tage nur einigermaßen mit Anstand hinbringen wollte. Denn die Freundschaft findet, ich weiß nicht wie, Zugang in aller Menschen Leben: und behauptet in alle menschliche Beschäftigungsarten unverkennbar ihren Einfluß. Ja wenn es auch einen Sonderling von so rauhem und wildem Naturell gäbe, daß er alles Zusammentreffen mit Menschen vermiede und verabscheute, wie es von dieser Art zu Athen einst einen gewissen Simon 39) gegeben

39) Simon ist der berühmte Misanthrop aus Athen, dessen Namen bey den Alten zum Sprichwort geworden war. Wie weit sein Menschenhaß ging, beweiset folgende Anekdote, die uns Plutarch von ihm aufbehal-

geben haben soll; so würde doch selbst dieser es nicht über sich erhalten können, daß er nicht einen Genossen

behalten hat, unübertrefflich. — Einst versammelten sich die Athenienser, um sich über Staatsangelegenheiten zu berathschlagen. Timon der Menschenfeind findet sich in ihrer Versammlung ein. Solch ein unerwarteter Anblick erregt die allgemeine Neugierde und ein tiefes Stillschweigen entsteht. Noch größer wird das allgemeine Erstaunen und noch tiefer die Stille, als sie den Menschenfeind den Rednerstuhl besteigen sehen. „Ich habe, Athenienser! — lautete sein Vortrag — einen alten Feigenbaum auf einer noch unbebauten Stelle stehen. Sehr viele aus eurer Mitte haben sich bisher an diesem Baume erhängt. Ist muß ich den Feigenbaum wegschaffen, weil ich Willens bin, diese leere Stelle zu bebauen. Ich komme darum hieher, um euch allen diesen meinen Vorsatz bekannt zu machen, damit Jeder, der etwas noch Lust hat, sich zu erhängen, seinen Vorsatz ausführe, bevor ich den Feigenbaum umhau.“ Daß diese Schilderung eines Menschenhassers keine Geburt der Phantasie sey, hat uns ein neuerer Timon bewiesen, nämlich der durch seinen Menschenhaß, so wie durch sein Genie, durch seinen Witz und durch seine Kenntnisse allgemein bekannte Swift, der sich für die mancherley wirklichen und eingebildeten Beleidigungen, die er von der Hofpartey unter Georg I. erfahren, zur ewigen Schande seines Herzens an der menschlichen Natur Rache nehmen wollte. Deswegen schildert er in Gullivers Reisen unter dem Namen Yahoo's eine höchst boshafte und unkräftige Gattung von Thieren, die er mit uns Menschen in Parallel stellt, vor denen wir, nach seiner Meinung, weiter keinen Vorzug haben, als daß wir uns durch Kunst und

sen auffuchte, gegen den er das Gift seines bitteren
Herzens ausgießen könnte. Von dieser Wahrheit
würden wir dann erst recht überzeugt werden, wenn
der Fall möglich wäre, daß uns irgend ein Gott aus
dieser

und mit Hülfe der Zeit einiger Funken von Vernunft bemächtiget, die uns aber zu nichts dienen sollen, als unsre natürlichen Untugenden zu vergrößern und sie mit noch einigen neuen zu vermehren, welche uns die Natur nicht gegeben hat. Die ganze Schilderung ist offenbar nichts, als eine Karrikatur, indem Swift alle möglichen Laster der verborbensten Menschen aller Zeiten in ein Ganzes zusammenschmilzt, und indem er alles Edle, Gute und Schöne — was man doch, wenn man nicht durch schwarze Misanthropie geblendet die Menschheit betrachtet, gewiß nicht an seinen Brüdern übersehen kann — von der menschlichen Natur abstreift, und durch diese unnatürliche Abstraktion ein Scheusal zusammensetzt, dessen Existenz gewiß ein unüberwindlicher Beweis gegen das Daseyn Gottes seyn würde. — Gegen diesen erbitterten Menschenhaß sticht die sanfte gutherzige Misanthropie eines Rousseau sehr ab, welcher allen den Uebeln, wozu die Gesellschaft Veranlassung giebt, dadurch abhelfen will, daß er mit allem Aufwande der Beredsamkeit uns den Rath giebt, unsre Künste und Wissenschaften fahren zu lassen, unsre bürgerlichen Gesetze und Einrichtungen aufzugeben, unsre Städte und häusliche Verbindung zu verlassen, alle Vorzüge und Ausbildung der Vernunft freywillig zu verleugnen, und gleich andern Thieren uns bloß dem thierischen Instinkte zu überlassen; kurz in den Stand der Rohheit freywillig zurückzutreten, der nach seiner Meynung das nothwendige Erforderniß der wahren menschlichen Glückseligkeit ist.

dieser Verbindung mit Menschen hinwegnahme, und an irgend einen abgesonderten Ort hinversetzte, wo wir zwar an allen Naturbedürfnissen Reichthum und Ueberfluß fänden, aber wo es uns schlechterdings unmöglich wäre, irgend einen Menschen zu sehen. Wo 88 wäre wohl ein Mensch so eifern, daß er ein solches Leben ertragen könnte, und daß ihm die Einsamkeit nicht den Genuß aller seiner Freuden entrisse? Wahr ist also der Ausspruch, den, wenn ich nicht irre, der Tarentiner Archytas zu thun pflegte, den ich oft von unsern Greisen gehört, so wie sie ihn von andern Greisen gehört haben wollten: daß, wenn Jemand sich gen Himmel erhöhe, und von dort den Bau der Welt und die Schönheit der Gestirne betrachte, diese Bewunderung ihn doch nur kalt lassen würde, die für ihn, wenn er einen Genossen hätte, dem er seine Empfindungen mittheilen könnte, den höchsten Reiz gehabt haben würde. So sehr ist Einsamkeit der Natur zuwider: stets sucht diese sich gleichsam eine Stütze auf, woran sie sich halten könne, die desto mehr behagt, je zärtlicher der Freund ist.

Vier und zwanzigstes Kapitel.

Ungeachtet aber eben die Natur ihre Wünsche, ihr Streben und Verlangen durch so viel Merkmale zu erkennen giebt; so sind wir doch auf eine ungreifliche Art taub gegen ihre Stimme. Denn man benimmt sich bey der Freundschaft auf verschiedene und mancherley Art, und giebt vielerley Veranlassungen

gen zu Verdacht und zu Beleidigungen: diese theils zu verhüten, theils zu mildern, theils zu tragen; erfordert die Lebensweisheit.

88 Einer Art von Empfindlichkeit muß man in seinem Herzen keinen Raum verstaten, wenn die Freundschaft für uns Nutzen haben, und Aufrichtigkeit dabey herrschen soll. Man muß nämlich seinen Freunden oftmals Erinnerungen, und ernste Weisungen geben: und dieses muß, wenn es wohlmeinend geschieht, 89 auch wohl aufgenommen werden. Allein jener Ausspruch meines Freundes in seiner Andrierin:

„Nachsicht macht die Freunde, Wahrheit stiftet Haß.“
bestätigt sich über alle Maßen.

Uebel ist's, wenn Wahrheit Haß gebiert, denn dieser ist bey der Freundschaft ein Gift; aber noch viel übler ist's aus Gefälligkeit gegen die Fehler des Freundes Nachsicht zu haben und ihn sich ins Verderben stürzen zu lassen. Doch ist die größte Schuld auf Seiten dessen, der die Wahrheit nicht hören will, und durch des Freundes Schonung zum Unrechtthun sich verleiten läßt. Bey dieser ganzen Sache muß man also folgende Punkte gehörig bedenken und beobachten: einmal, daß die Zurechtweisung ohne Bitterkeit, sodann, daß die strengere Behandlung ohne Mißhandlung geschehe; die Gefälligkeit für den Freund aber — ein Ausdruck des Terenz, den ich gern gebrauche — muß mit Freundlichkeit verbunden seyn; alles blinde Beypflichten aber, wodurch das Laster gehegt wird, weit entfernt seyn: denn dieses letztere schießt sich nicht einmal für einen Mann von guter Erziehung,

ziehung, geschweige für einen Freund. Anders lebt man mit einem Tyrannen, und anders mit einem Freunde. Wer aber sein Ohr der Wahrheit so ganz so verschließt, daß er, was doch wahr ist, vom Freunde nicht hören mag — ist als ein Kranker ohne Rettung zu betrachten. Treffend, wie so viel andre Aussprüche des Kato, ist auch folgender: Um gewisse Leute machten sich ihre bittersten Feinde mehr, als die sogenannten süßen Freunde verdient: denn jene sagten doch öfters, diese aber niemals die Wahrheit. Auch ist es ganz vernunftwidrig, wenn solche Personen, die man zurechtweist, das, was ihnen wehe thun sollte, sich nicht wehe thun lassen, das aber sich kränken lassen, was sie so nicht empfinden sollten. Denn daß sie gefehlt haben; dies kümmert sie nicht: daß man ihnen aber ihre Fehler vorhält; das nehmen sie übel: da sie sich doch vielmehr ihr Vergehen leid seyn lassen und über die Zurechtweisung freuen sollten.

Fünf und zwanzigstes Kapitel.

So wie also, erkennen und erinnert werden, ist ein wesentliches Stück der wahren Freundschaft ist: so wie man jenes mit Freymüchigkeit, doch ohne Raubigkeit thun, dieses aber geduldig annehmen und nicht von sich stoßen muß: so muß man dagegen alles, was Schmeicheln, Glattzüngigkeit und blindes Beypflichten heißt, für das verderblichste Gift bey Freundschaften ansehen. Denn man kann nicht Nas
men

- men genug gebrauchen, um dies Laster leichtsinniger, unredlicher Leute, die bloß Andern zum Gefallen, nicht aber der Wahrheit wegen sprechen, zu brandmarken.
- 92 Ist Gleisneren schon überhaupt genommen ein Laster — indem sie das Urtheil der Wahrheit aufhebt, und Wahrheit verfälscht — so ist sie vorzüglich auch der Freundschaft aufs höchste entgegen: denn sie vernichtet die Wahrheit, und wo diese nicht ist, da verdient Freundschaft den Namen nicht. Freundschaft zeigt nämlich darin ihre Wirkung, daß sie aus mehreren Seelen gleichsam nur eine schafft: aber wie ist dies möglich, wenn nicht einmal in Einer Seele Einheit und Einfachheit; sondern Verschiedenheit, Veränderlichkeit und Vielseitigkeit anzutreffen ist? Denn wo ist wohl eine Sache, die so viele, so mancherley Formen annähme, als die Seele desjenigen Menschen, der nicht bloß nach dem Sinn und Willen eines Andern; sondern sogar noch seiner Miene und nach seinem Wink sich lenken läßt?

„Sagt Jemand, Nein; ich auch: Bejagt er was; Ich gleichfalls; dies ist mir Gesetz: in Allem Beyzupflichten.“

So drückt sich eben der Terenz aus, 40) oder vielmehr legt er's dem Gnatho in den Mund. Dergleichen Leute

40) Terenz, von Geburt ein Afrikaner, wurde an den Terentius Lukanus, einen vornehmen Römer, als Sklave verkauft, von dem er, nach damaliger Sitte, seinen Namen Publius Terentius und, weil sein Herr seine vorzüglichen Geisteskräfte und besonders sein Talent zur Dichtkunst schätzte, zugleich auch die Freiheit erhielt. Seine Anlage für die dramatische Dicht-

leute zu Freunden zu wählen, verräth große Unbedachtsamkeit. Solcher Gnathonen giebt es aber eine 94 beträchtliche Anzahl, auch unter Leuten, die in Absicht ihres Standpunktes in der Welt, ihres Glücks, ihres Namens weit höher stehen: wenn solche Personen

ben
 Dichtkunst hatte er durch fleißiges Studium und durch die Nachahmung der Griechen, besonders des Menander, vorzüglich ausgebildet. Eben darum weik seine Gedichte größtentheils Kopieen des Menander sind, pflegte Cäsar ihn im Spott den halben Menander zu nennen. So wie seine Liebe zu den Musen ihm die Freyheit bewirkt hatte; so verschaffte sie ihm die innige Freundschaft der beiden so berühmten Männer seines Zeitalters, des jüngern Afrikan und des Lätius. Ihre Vertraulichkeit hatte den Grad erreicht, daß es die allgemeine Meynung seines Zeitalters war; (wie Cicero im siebenten Buche seiner Briefe an den Attikus im dritten Briefe erwähnt,) daß diese beiden Männer ihn bey der Ausarbeitung seiner Lustspiele sehr thätig unterstützt hätten. Um sich in seiner Kunst noch mehr zu vervollkommen, reisete er nach Griechenland. Doch starb er bald darauf in der Blüthe seines Alters, im 35sten Lebensjahre. Die Trefflichkeit dessen, was er schon in seinen noch übrigen sechs Lustspielen geleistet hat, läßt uns auf den Grad der Vollendung schließen, den er erreicht haben würde, wenn ihn der Tod nicht zu früh übereilt hätte. Man kann in seinen Stücken die große Sorgfalt nicht verkennen, womit er die Charaktere der handelnden Personen ausarbeitete; man muß die Korrektheit seines Stils und die Annehmlichkeit und Reinheit, die darinnen herrscht, bewundern. Doch aber vermißt man bey ihm den genauen Rhythmus im Gebrauch der trimetrischen Jamben, und Stärke und Leben in seinen Schilderungen.

bey dieser Schwachheit übrigen Männer von Ge-
 95 wichte sind; so ist ihr falsches Benpflichten höchst uner-
 träglich. Solch ein Heuchelfreund kann aber doch,
 wenn man die nöthige Aufmerksamkeit anwendet, von
 dem wahren Freunde eben so gut und gewiß, wie alles
 Unächte und Verfälschte von dem Aechten und Lautern
 unterschieden werden. Selbst eine Versammlung
 der ungebildetesten Menschen pflegt doch den Unter-
 schied zwischen dem sogenannten Volksfreunde, das
 heißt, dem Volksschmeichler und leichtsinnigen Bür-
 ger, und dem Manne von männlichem, ernstem und
 gesetztem Charakter richtig zu beurtheilen. Durch
 welche Schmeichelen suchte sich jüngst C. Pa-
 pirius bey dem großen Haufen geneigtes Gehör zu
 verschaffen, da er in einer Motion die Wiederein-
 setzung der Volkstribunen auf die Bahn brachte?
 96 Ich aber widersetzte mich. Doch von mir will ich
 nicht, desto lieber aber vom Scipio sprechen. O
 ihr unsterblichen Götter! was zeigte der Mann für
 eine Festigkeit? welche hohe Würde in seiner Rede?
 ja man erkannte gleich in ihm den Führer des römi-
 schen Volks, nicht bloß den Volksgenossen. Darum
 wurde auch dieser zu Gunsten des Volks gethane Vor-
 schlag durch die Volksstimme selbst verworfen. Doch
 ihr habt ja die Rede gehört, habt sie noch in Händen.
 So erinnert ihr euch auch noch, um wieder auf mich
 zu kommen, der Motion des C. Licinius Crassus, die
 er unter dem Consulat des Q. Maximus, des Brus-
 ders unsers Scipio und des L. Mancinus in Absicht
 des Priestertums zu Gunsten des Volks machte?
 denn die Besetzung der Priesterstellen sollte dem Gut-
 befinden des Volks übertragen werden. Er war auch
 der

der erste, der sich aufs Forum hinwendete, und so mit dem Volk in Unterhandlungen einließ. Doch die Achtung für die unsterblichen Götter, deren Rechte ich in Schutz nahm, besiegte ohne alle Schwierigkeit die erkaufte Rede dieses Mannes. Dies ging fünf Jahr vor meinem Konsulat, bey meiner Prätur vor. Folglich fand die Sache mehr Vertheidigung in sich selbst, als in meinem großen Einflusse.

Sechs und zwanzigstes Kapitel.

Ja wenn selbst auf der Bühne, wo doch Dicht. 97
 tung und Nachbildung ihren eigenthümlichen Platz finden, dennoch auch die Wahrheit einen großen Werth hat, (wofern sie nur offen da liegt und Jedem in die Augen fällt;) um wie viel mehr muß dies bey der Freundschaft geschehen, deren ganzer Werth auf Wahrheit beruht. Denn wenn man hier, wie man zu sagen pflegt, dem Andern nicht ins Herz sehen kann, und ihn nicht ins Herz sehen läßt; so hat man nichts Zuverlässiges und Ausgemachtes, nicht einmal in Absicht der Beschaffenheit der gegenseitigen Liebe, weil man in Ansehung ihrer Wahrhaftigkeit ungewiß ist. Doch kann diese Heuchelen, so verderblich sie auch ist, Niemand schaden, als bloß demjenigen, der sie sich gefallen läßt, und sich daran ergötzt. Daher öffnet auch der am liebsten dem Schmeichler sein Ohr, der sein eigener Schmeichler ist, und sich an seinem eignen Werthe recht sehr ergötzt. Freilich schätzt die 98
 Tugend ihren Werth; denn sie kennt sich ja selbst am besten,

besten, kennt ihre ganze Liebenswürdigkeit. Allein hier ist die Rede nicht von der Tugend selbst, sondern von der Einbildung der Tugend. Denn nicht so vielen Menschen ist es um die Tugend selbst, als um den Tugendschein zu thun. Solche Personen ergötzt die Schmeicheln; solche sehen jene Heuchelreden, womit der Betrüger ihre Ohren kitzelt, für einen Beglaubigungsschein ihrer Verdienste an. Es ist nichts mit derjenigen Freundschaft, wo der eine Freund die Wahrheit nicht hören will, und der andere gern die Unwahrheit sagt. Auch selbst in Komödien würde uns die Schmeichelrede der Schmarozer kein Vergnügen machen, wenn es nicht ruhmredige Soldaten wären. „— — Thais also sagt mir großen Dank?“ Es war genug, darauf zu antworten: „ja großen;“ aber nein, der Schmeichler sagt: „recht herzlich.“ 41) Stets vergrößert der Schmeichler das, was

41) Eben diese Bemerkung von der Uebertreibungssucht des Schmeichlers trägt Horaz nach seiner gewöhnlichen feinen Manier in dem Briefe an die Pisonen, vom 426-33sten Verse in höchst treffenden Zügen vor; wo er sagt, daß auch bemittelte Dichter vor den listigen Fallstricken des Schmeichlers nicht gesichert wären; und daß der Betrüger mit der größten Verschlagenheit dabey verführe. Auf folgende Art übersetzt Wieland diese Stelle:

Du, mein Piso, wenn
 Du einem was geschenkt hast, oder schenken willst,
 Nimm dich in Acht, ihm in der ersten Wallung
 Der Freude deine Verse vorzulesen;
 Denn da versteht sichs, daß er alle Augenblicke,
 O schön! vorirefflich! herrlich! rufen wird.
 Bey jener Stelle wird er ordentlich erblaffen,

Im

was derjenige, dem er zu Liebe spricht, gern groß haben will. Wenn also auch jener Betrug der Schmeicheley nur bey denen Eingang findet, welche selbst dazu reizen und einladen; so muß man doch auch Personen von gefestem und festem Charakter die Weisung geben, daß sie wohl auf ihrer Hut seyen, damit sie durch schlaue Schmeichelen nicht überlistet werden. Denn den offenbaren Schmeichler erkennt Jedermann, es müßte denn Jemand im höchsten Grade blödsinnig seyn. Daß aber der listige, heimliche Schmeichler bey uns nicht Eingang finde, davor muß man sich sorgfältig hüten. 42) Denn es ist keine ganz leichte Sache,

Ja wohl aus seinen treuergebnen Augen
 Dankbare Thränen tröpfeln; wird bey diesen
 Aufspringen und den Boden vor Entzücken stampfen.
 So wie die Weiber, die bey einer Leiche
 Zum Weinen sich verdingen, ärger schreyen,
 Als jene, denen es von Herzen geht:
 So macht ein Schalk von Schmeichler allemal
 Mehr Lärmens, als wer aus Gefühl dich lobt.

42) Cicero führt hier einen Hauptzug an, wodurch er die List der Schmeichelen charakterisirt und die Warnung begründet, daß man Ursach habe, sich vor dergleichen listigen Fallstricken aufs sorgfältigste zu hüten, und zugleich beweiset, daß dergleichen Betrüger oft selbst den klügsten Mann, wenn er nicht recht aufmerksam sey, hintergehen können. Es ist zu bewundern, daß unser Philosoph diese so wichtige Materie nur im Vorbeygehen erwähnt hat, da er doch die große List, womit solche Personen verfahren; die erfinderische Kunst, womit sie sich verbergen; und den beträchtlichen Schaden, den sie durch ihre verborgene Schmeichelen anrichten, dem ganzen Umfange nach anerkennt. Ich will deswegen die Hauptmomente dieses

che, ihn zu ertappen, weil er sogar seine Schmeicheleyen oft durch Widersprechen verbirgt: weil er selbst dann, wenn

dieses wichtigen Punktes aus der meisterhaften Abhandlung des Plutarch über den Unterschied des Freundes und Schmeichlers, in möglichster Kürze herzubringen suchen. Besonders in einer fünffachen Rücksicht, sagt Plutarch, pflegt der Schmeichler die Maske der Freundschaft vorzunehmen; doch wird er den aufmerksamen Beobachter, der die feinem Unterschiede der Dinge zu beobachten nicht vergißt, durch alle seine Kunst nicht hintergehen. Auf folgende fünf Punkte muß also der Menschenforscher, bey Prüfung dieser wichtigen Sache, aufmerksam seyn.

1) Der Schmeichler stellt sich dem, den er durch seine Schmeicheleyen überlisten will, auf alle mögliche Art ähnlich; er erheuchelt im Aeußern eine Uebereinstimmung der Gesinnungen. Daß diese Aehnlichkeit keine Folge richtiger Grundsätze, sondern bloß scheinbar und äußerlich sey, sieht man aus der Unbeständigkeit in seinem Verfahren; da er jede Abwechselung der Launen, die ein Andern hat, jede Veränderlichkeit seines Geschmacks, jede Abwechselung in seinen Maximen nachahmt; ja sich sogar nicht schämt ein Genosse, Gehülfe, Theilnehmer an seinen unedlen und unvernünftigen Handlungen zu seyn. Ein aufrichtiger und wahrer Freund handelt dagegen nach festen Grundsätzen und seine Grundsätze sind edel und gut; denn sie sind auf Tugend und Würde gegründet.

2) Der Schmeichler scheint für seine Handlungen keinen andern Zweck zu haben; kein anderer Trieb scheint ihn zu beleben, als wie er seinem vorgebliehen Freunde Vergnügen machen wolle. Darum weiß der Betrüger an ihm immer etwas zu loben, und sein Lob ist

wenn er die Miene annimmt, uns das Widerspiel zu halten, heuchlerisch hintergeht, indem er am Ende die

ist immer auf die Person, nie auf die Sache gerichtet. Dabey weiß er es beständig so künstlich einzurichten, daß selbst die schlechteste und unedelste Handlungsart immer den Namen einer ihr ähnelnden Tugend erhalte. Der Furchtsame heißt ihm ein bedächtiger Mann. Dem Feigen legt er Herrschaft über seine heftigsten Triebe bey. Den Sklaven seiner Leidenschaften nennt er einen Mann von starker Seele. Durch dergleichen Beschönigungen von Fehlern und Lastern verführt sein vorgeblicher Freund immer tiefer darin. Nicht bloß einzelne Menschen; sondern oft ganze Völker werden auf solche Art von schmeichlerischen Demagogen ins Verderben gestürzt. Auch nicht Worte allein, sondern selbst Handlungen sind es, wodurch dergleichen Betrüger ihre Schmeicheleyen auszudrücken wissen; indem sie auf alle mögliche Art und bey jeder Gelegenheit Achtung und Ehrerbietung für die Person und Verdienste des Betrogenen affektiren, und den Vorzug, den sie ihm vor sich einräumen, auf eine für die Eigenliebe oft höchst schmeichelhafte Art durchschimmern lassen. Der wahre Freund zeigt sich im Gegentheil überall freymüthig und offenherzig; er lobt das, was Lob verdient; aber er weiß auch zu rechter Zeit, am rechten Ort und auf die rechte Art zu tadeln. Der Hauptzweck seiner Handlungen in Rücksicht seines Freundes ist, ihm wahre und bleibende Vortheile zu stiften. Auch seine Reden tragen dies edle Gepräge wahrer Freundschafts- und Liebe. Er gleicht in seinem ganzen Verhalten gegen seinen Freund einem Arzte, der selbst scharfe Mittel dann nicht verschmäht, wenn sie allein, die Besserung des Kranken bewirken können. Weil aber

üb. d. Freundschaft.

§

3) der

die Hand zum Frieden bietet, und sich für überwunden erklärt: auf diese Art soll der Betrogene zu dem
schmeicheln.

3) der Schmeichler bemerkt, daß er durch beständige Gefälligkeit dem Verdachte der Schmeicheley nicht entgehen könne; so nimmt er zur neuen List seine Zuflucht und äfft bey manchen Gelegenheiten die Freymüthigkeit eines wahren Freundes nach. Hierbey hütet er sich aber wohl, daß er bedeutende Fehler und moralische Gebrechen an seinem vorgeblichen Freunde rügen sollte; er bleibt bloß bey Nebendingen und unbedeutenden Handlungen stehen; ja er richtet es oft sogar dergestalt ein, daß er bey seinem unbedeutenden Tadel zugleich einen desto größern — wahren oder eingebildeten — Vorzug des Betrogenen mit ins Licht stellt. Ja oft tadelt er sogar Fehler an ihm, wovon der Getadelte gerade das Gegentheil an sich hat. So nennt der Betrüger den Geizigen, der sich bey einer gewissen Gelegenheit Gewalt anthat und eine Kleinigkeit gab, einen Verschwender, der sich durch seine Verschwendung zu Grunde richten würde: und eben so wirft er einem wirklichen Verschwender, durch künstliche Verdrehung seiner Handlungen, eine unerträgliche Knickerey und einen unanständigen Schmutz vor.

4) Der Schmeichler sucht; weil er weiß, daß Jeder seine Schooßsünden vorzüglich liebt, die herrschenden Fehler seines vorgeblichen Freundes vorzüglich zu nähren: der wahre Freund verwendet hingegen allen Fleiß, die sorgfältigste Mühe darauf, seinen verblendeten Freund von diesen verderblichen Lieblingsneigungen zu heilen; er läßt es sich durch die mannichfaltigsten Versuche angelegen seyn, den Leidenschaftlichen zur Vernunftmäßigkeit im Denken und Handeln zu gewöhnen. Endlich

5) zeigt sich auch ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Freunde und Heuchler in Absicht der Dienste, die sie leisten; der Versprechungen, die sie geben; der Rathschläge, die sie ertheilen. Der wahre Freund verfährt bey seinen Dienstleistungen ungekünstelt und natürlich. Der Schmeichler affectirt einen übertriebenen, gleichsam brennenden Eifer. Der Freund ist in seinen Versprechungen gewissenhaft; er verspricht nichts, was er nicht halten kann und will. Der Schmeichler verspricht Alles; unbekümmert darüber, ob er es halten könne oder nicht.

Beym

schmeichelnden Gedanken, er habe bey weitem tiefere
Einsichten, als der andere, verleitet werden. Was
bringt

Beym Rathgeben spricht der wahre Freund nach seiner inneren Ueberzeugung; der Heuchler erforschet erst seines vorgeblichen Freundes geheimste Wünsche, und bloß darnach giebt er sein Gutachten. Die Dienste des redlichen Freundes bleiben oft, weil er allen trägerischen und prahlenden Schein dabey vermeidet, selbst seinem Freunde verborgen: er erkennt die Hand nicht, und erräth sie nur, die ihm einen wahren Vortheil stiftete. Solch ein wohlmeynender Freund ist damit zufrieden, die segnende That vollbracht zu haben, und wünscht, daß sie immer verborgen bleiben möge. Er sucht in seinen wohlwollenden Gesinnungen der Gottheit ähnlich zu werden, die im Segenstiften selbst unmittelbar ihre Seligkeit findet. Der Schmeichler berechnet alle Dienste, die er leistet, bloß nach dem Schimmer: er ist der erste, der sie überall bekannt macht, und der unbedeutenden Dingen einen prächtigen Namen, einen großen Werth beylegt. Der wahre Freund unternimmt seinem Freunde zu Gefallen nie etwas, was wider die Sittlichkeit streitet: aber dann, wenn die Handlung seines Freundes gut, sein Zweck edel ist, dann ist auch keine Gefahr so groß, die er nicht für ihn und mit ihm übernehmen sollte. Der Schmeichler im Gegentheil überläßt bey edlen Zwecken, bey tugendhaften Handlungen seinen vorgeblichen Freund sich selbst; jede niedrige That aber vollbringt er gern und mit Anstrengung für ihn und mit ihm. Auch dadurch verräth sich der Schmeichler, daß es ihm unerträglich ist, rechtschaffene Männer neben sich im freundschaftlichen Umgange mit seinem vorgeblichen Freunde zu leiden. In der Gegenwart solcher Personen verbirgt er seinen heimlichen Groll und seine boshafte Seele durch die erkünstelte Miene der Artigkeit und Gefälligkeit; aber in ihrer Abwesenheit erlaubt er sich jede Lasterung und Berunglimpfung, um sie dem Betrogenen verhaßt zu machen, und solche ihm gefährliche Nachbarn so bald als möglich von sich zu entfernen. — Das beste Mittel, den mannichfaltigen Schlingen eines solchen Heuchlers zu entgehen; ist, nach Plutarchs Rath, dieses: daß man die übertriebene Selbstliebe fahren lasse; denn dieser Selbstbetrug eröffnet dem Betrüger von außen den Zugang, und macht uns zur sichern Beute seiner listigen Nachstellungen. — Dies sind

bringt aber wohl mehr Schande, als Hintergangen zu werden? Dafür kann man sich nicht genug hüten; hierauf paßt folgende Stelle im Epikler.

Zum ersten Becht von allen Greisen auf
Der Bühne bin ich heut von dir gemacht,
Mit größter Artigkeit verspottet.

100 Ja selbst in Komödien ist das die lächerlichste Rolle, wo unvorsichtige, leichtgläubige Greise dargestellt werden. 43) — Doch ich bin, ich weiß selbst nicht, wie,
von

sind die Hauptgedanken dieser vortrefflichen Abhandlung, wiewohl nur ein schwacher Umriss des harmonischen Ganzen, dem die Kunst des Schriftstellers einen so lebendigen Geist eingehaucht hat.

43) Sehr richtig und der Erfahrung gemäß beschreibt Aristoteles im zweyten Buch seiner Rhetorik im dreyzehnten Kapitel den Charakter des Greises, unter mehrern andern sehr treffenden Zügen, auch mit diesem. „Weil die Greise viele Jahre verlebt haben, und zum öftern betrogen und in ihren Erwartungen getäuscht; weil auch die Dinge mehrentheils von geringem Werthe sind; so bekräftigen sie keine Sache. Hierin gehn sie offenbar zu weit. In jeder Sache meinen sie nur; in keiner sagen sie, sie wüßten selbige. Ihren Zweifelton geben sie jedesmal durch ihr Vielleicht, oder Es ist möglich zu erkennen: dies ist die Sprache, die sie überall führen; in keiner Sache aber sprechen sie unbedingt. Dabey sind sie auch mißtrauisch. Mißtrauen besteht aber darin, daß man geneigt ist, alles auf der schlimmsten Seite auszulegen. Eben dieses Mangels an Zutrauen wegen sind sie auch argwöhnisch. Dieses ihr Mißtrauen aber beruht auf Erfahrungen.“ — Ganz natürlich also muß ein Greis, der von einem solchen, in der Regel bemerkten und durch die gewöhnliche Welterfahrung ziemlich gerechtfertigten Greisencharakter eine Ausnahme macht, und sich noch in seinen spätesten Jahren von Betrügern berücken läßt, als ein höchst einfältiger, durch noch so viele und mancherley belehrende Erfahrungen dennoch nicht gewisiger Thor — ein Gegenstand des allgemeinen Gelächters eines jeden Parteyre seyn.

von den Freundschaften der edlern Arten von Menschen, oder der Weisen (ich rede aber immer nur von der dem Menschen erreichbaren Weisheit;) ganz ab, und auf die niederen Arten der Freundschaft in meinem Vortrage heruntergekommen. Ich lenke also in die verlassne Bahn wieder ein, und so will ich denn endlich einmal dem Schlusse zuellen.

H. Nachdem unser Philosoph alles das Wichtigste, was sich über Freundschaft sagen läßt, in seiner bisherigen Abhandlung, ausgeführt; so folgt nun im 27sten Kapitel eine kurze Recapitulation der Hauptgedanken, die er dargestellt hatte. Hierbey kommt er auf das frohe Andenken an alle die Freuden zurück, die er in dem Umgange mit seinem Scipio gefunden hatte. Mit Lebhaftigkeit versetzt er sich noch einmal in die vergangenen Tage ihrer ehemaligen Freundschaft, und preiset sie als höchst selige Tage.

Sieben und zwanzigstes Kapitel.

Zugend, ich wiederhole es, **Z**ugend, mein **C.** Fannius und du mein **D.** Mucius ist die Stifterin und die Pflegerin der Freundschaften. Denn bey ihr findet sich harmonisches Zusammenstimmen, bey ihr Festigkeit, bey ihr Beständigkeit: wenn sie sich in ihrer Erhabenheit und in ihrem Glanze zeigt, und gleichen Glanz in einer andern neben sich erblickt; so neigt sie sich diesem entgegen und läßt sich gern auch den Strahl, der von der fremden **Z**ugend ausgeht, mittheilen: dadurch entzündet sich dann, soll ich sagen, Liebe, oder Freundschaft? Amor und Amicitia womit jene beyden Wörter in der lateinischen Sprache bezeichnet werden, stammen nämlich beyde von dem Stammwort Amare her.

Dieses

Dieses Stammwort aber bedeutet nichts anders, als für Jemanden, den man liebt, eine persönliche Zuneigung haben, ohne alle Rücksicht auf eignen Mangel, ohne Beabsichtigung irgend eines Vortheils. Doch aber
 101 ist dies die Frucht, welche die Freundschaft hervorbringt, wenn man sie bey ihr auch nicht zum Augenmerk hatte. Diese Zuneigung war es, die ich in meinen Jugendjahren für jene Greise, für einen L. Paullus, für einen M. Rato, für einen C. Gallus, für einen P. Nasika, für einen L. Grachus den Schwiegervater unsers Scipio fühlte. Diese zeigt sich noch unverkennbarer bey Leuten von gleichem Alter, zum Beispiel bey mir und dem Scipio, dem L. Furius, dem P. Rutilius, dem Sp. Mummius. Eben so haben wir Greise auf der andern Seite an der Liebe Wohlgefallen, welche die Jugend, zum Exempel ihr und Q. Tubero uns schenkt: ja sogar macht mir der vertraute Umgang des noch sehr jungen Mannes, des P. Rutilius, des A. Virginus, ausnehmendes Vergnügen. Und weil es die Einrichtung unsrer Natur und unsers Lebens so mit sich bringt, daß ein Alter nach dem andern auftritt; so ist der Wunsch wohl ganz natürlich, daß man mit seinen Zeitgenossen, mit welchen man die Laufbahn zugleich betrat, auch zugleich, um in diesem Bilde fortzufahren, zum Ziel der Lauf-
 102 bahn gelange. Da aber alles Irdische so zerbrechlich und hinfällig ist; so hat man Ursach, sich immer nach Personen umzusehen, denen man seine Liebe schenken und bey denen man Gegenliebe finden kann. Denn nimmt man Liebe und Zuneigung aus dem Menschenleben hinweg; so hat es auf einmal allen seinen Reiz verloren. Für mich lebt mein Scipio noch, und wird für mich immer leben, ist er mir gleich so rasch von meiner Seite gerissen: denn ich liebte den Mann um seiner Tugend willen, und diese ist noch nicht verloschen. Doch nicht mir allein schwebt sie noch vor Augen, weil ich sie beständig vor mir hatte; sondern auch bey der
 Nach-

Nachwelt wird sie berühmt, und in hohem Werthe seyn. Nie wird Jemand große Entschlüsse fassen, oder hohe Entwürfe machen, der sich nicht überzeugen sollte, er müsse das Andenken und das Bild dieses Mannes vor Augen haben. Ich weiß unter allen den Gütern, die mir das Schicksal, oder die Natur zutheilte, keins, das ich mit der Freundschaft des Scipio vergleichen könnte. Bei ihr fand ich harmonische Gesinnung in Absicht der Staatsangelegenheiten; bei ihr Weisheit für meine eignen Geschäfte; bei ihr freudenvolle Ruhe nach Arbeiten. Niemals habe ich ihn, so viel ich mir dessen bewußt bin, auch in der geringsten Kleinigkeit beleidigt: eben so auch hab ich nie ein Wort aus seinem Munde gehört, das mir zuwider gewesen wäre. Wir hatten ein gemeinschaftliches Haus, eine gemeinschaftliche Tafel: wir waren zusammen in Kriegsdiensten, zusammen auf Reisen, zusammen auf unsern Landgütern. Was soll ich von unsern Bemühungen um Bereicherung unserer Kenntnisse sagen? diesen Beschäftigungen widmeten wir, entfernt von den Augen des Volks, alle die Zeit, die wir von Staatsgeschäften frey hatten. Wenn das Andenken und die Rückerinnerung an alle diese Dinge zugleich mit ihm verloschen wäre; dann würde mir die Sehnsucht nach dem so vertrauten Freunde, nach dem Mann meines Herzens ganz unerträglich werden. Aber nein, dieses Andenken, diese Rückerinnerung ist nicht vernichtet; stets erhalten sie neue Nahrung, und Verschönerung: und wenn auch diese Freude mir ganz entrisen wäre; dann würde doch das Alter selbst mir einen stärkenden Trost gewähren: denn diese Sehnsucht könnte doch für mich nicht mehr von langer Dauer seyn. 44) Alles Kurzdaurende aber muß, so

44) Dies ist der so berühmte stoische, aber auch nur für Stoiker gültige, Trostgrund gegen widrige Schicksale und Schmerzen: er macht ein Hauptstück der bekannten Apathie

so bedeutend es auch seyn mag, dennoch erträglich seyn. Dies sind die Gedanken, die ich euch in Absicht der Freundschaft mitzutheilen hatte. Und nur setze ich zu dem allen noch diese Erinnerung an euch hinzu, daß ihr die Tugend, ohne welche die Freundschaft unmöglich ist, für das höchste, die Freundschaft aber für das zunächst an sie angränzende Gut haltet.

Apathie aus, womit sich der Weise der Stoa über jedes äußere Uebel zu trösten, und die dadurch veranlaßten Schmerzen gleichsam wegzuvermünfteln suchte. Die äußern, durch Mißgeschick oder körperliche Schmerzen verursachten Uebel sagten sie, sind entweder gewaltsam und zerstörend oder sie sind leicht und von keiner sonderlichen Erheblichkeit. Im letzten Falle gewöhnt sich der Mensch daran, wird damit gleichsam vertraut und findet am Ende sogar viel Gutes darin. Im ersten Fall können sie nicht sehr langdaurend seyn, weil sie die Maschine des Körpers zu sehr erschüttern, und durch zu gewaltsame Stöße in kurzem vernichten. Wäre es in beiden Fällen nicht große Thorheit; in jenem, eine so unbedeutende, in diesem, eine so bald überhingehende Sache für etwas Großes und Bedeutendes zu halten? Dieser Thorheit kann der Weise sich nie und in keinem Fall schuldig machen, da er sich auch in dem heftigsten und gewaltsamsten Schmerzengefühle seiner heroischen Tugend bewußt ist, die sich als das beste Heilmittel bey allen äußerlichen Uebeln bewährt. — Wer über diese so wichtige Materie recht was Gründliches lesen will, der höre die Trostgründe womit Fest in seiner Abhandlung die Leidenden tröstet.

Bücher in Johann Christian Zenders Verlage zu Halle.

- Cicero, M. Tull. für den T. Annus Milo; übersetzt und erläutert (von Morz) 8v. 8 Gr.
 — tusculanische Untersuchungen; übersetzt und mit erklärenden Anmerkungen begleitet von J. D. Büchling. 8. 1 Thlr.
 — Paradoxien; mit erläuternden Inhalts-Anzeigen und erklärenden Anmerk. von C. A. G. Schreiber. gr. 8. 8 Gr.
 — Abhandl. über das Alter; a. d. Lat. überf. und mit Einl. u. erklär. Anmerk. v. C. A. G. Schreiber. gr. 8. 10 Gr.

